Hinterlassene
Werke
Friedrichs II
Königs von Preussen.

Sechster Band.

Berlin,
bei Voß und Sohn, und Decker und Sohn.
1788.

Betrachtungen

über

den gegenwärtigen Zustand des Europäischen Staatensystems.

Betrachtungen
über
den gegenwärtigen Zustand des Europäischen Staatensystems *).

Nie haben die öffentlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit Europens mehr verdient, als jetzt. Nach Endigung großer Kriege verwandeln sich die Lagen der Reiche, und mit ihnen die politischen Plane derselben: es entstehen neue Entwürfe, es werden neue Bündnisse geschlossen, und jeder Einzelne nimmt diejenigen Maßregeln für sich, die er der Ausführung seiner ehrsüchtigen Absichten am zuträglichsten hält.

*) Friedrich II hat diesen Aufsatz als Kronprinz im Jahr 1736 geschrieben. Man sieht daraus, welche ausgebreitete Kenntnisse er sich schon damals erworben hatte. Man hat einen Briefwechsel, den er mit dem Feldmarschall und Staatsminister von Grumbkow, seit 1732 bis zum Tode desselben 1739, über alle Staatsveränderungen der damaligen Zeit unterhalten hat, worin der Minister ihm von allen wichtigen Vorfällen in der Regierung Nachricht giebt; und der Kronprinz macht in seinen Antworten die feinsten und richtigsten Bemerkungen darüber.

Wenn es schon der Wißbegierde eines denkenden Mannes würdig ist, in die Geheimnisse der Höfe zu dringen, die Tiefen derselben zu ergründen, und die Wirkungen in ihren Ursachen zu entdecken; so ist es nothwendig, daß ein Fürst, wenn er irgend eine Rolle in Europa spielt, sein Auge auf das Verhalten der Höfe werfe, daß er von dem wahren Interesse der Reiche unterrichtet sei, und daß seine Vorhersehungskunst der Politik, welche die Minister der Höfe leitet, die Absichten so zu reden mit Gewalt entreiße, welche ihre Klugheit vorbereitet, und ihre Verstellung den Augen der Welt entzieht.

Wie ein geschickter Mechaniker sich nicht begnügen würde, bloß die Aussenseite einer Uhr zu sehen, wie er sie öfnen und die Triebfedern und das Räderwerk untersuchen würde; so läßt ein geschickter Staatsmann es sich angelegen seyn, die bleibenden Grundsätze der Höfe, die Triebfedern der Staatsklugheit jedes Fürsten, die Quellen der Ereignisse kennen zu lernen. Er schreibt nichts auf Rechnung des Zufalls, sein durchdringender Geist sieht die Zukunft vorher, und durchschaut die Verkettung der Ursachen bis in die entferntesten Jahrhunderte: mit einem Worte, die Klugheit fordert, alles zu erkennen, um über alles urtheilen und allem zuvorkommen zu können.

Bei der Schlafsucht mehrerer Fürsten Europens habe ich geglaubt, es würde nicht undienlich seyn, eine Darstellung der Lage zu entwerfen, worin sich gegenwärtig dieser politische Staatskörper befindet. Nicht als maaßte ich mir an, aufgeklärter zu

seyn, als eine Menge von Ministern, deren ausgebreitete Kenntnisse und lange Uebung in den Geschäften ich immer ehrwürdig und meinen schwachen Einsichten unendlich überlegen halten werde; sondern bloß um meine Ideen dem Publikum vorzulegen und ihm meine Gedanken mitzutheilen.

Wenn meine Betrachtungen richtig gefunden werden, so wird man sie benutzen können: und dies ist alles, was ich verlange; wenn man sie unzusammenhängend und falsch findet, so mag man sie verwerfen. Wenigstens habe ich bei Abfassung derselben einen Zeitvertreib gehabt.

Um sich einen richtigen Begriff von dem zu machen, was jetzt in Europa geschieht, wird man weiter zurück gehn, und bis zur Quelle der Angelegenheiten hinauf steigen müssen.

Mit dem Ende des Feldzugs vom Jahre 1735 nahmen die Unterhandlungen zwischen den Höfen von Wien und Versailles ihren Anfang; die Feindseligkeiten wurden eingestellt, und das Interesse beider Höfe, wurde, statt des Schwerdtes, mit der Feder entschieden. Weder Spanien, noch der König von Sardinien traten sogleich diesen Unterhandlungen bei, und es verdient bemerkt zu werden, daß erst nach Chauvelin's Fall Spanien sie unterschrieb.

Der Krieg war ungleich weniger lebhaft am Rhein, als in Italien, geführt worden; der Kaiser hatte die Kriegserklärung, welche die Reichsstände im Jahr 1733 zu Regensburg thaten, so zu sagen, erpreßt. Die Wahl in Polen, welche

durch die Truppen, die an der Schlesischen Gränze standen, und in dies Königreich einzudringen drohten, war beunruhigt worden, hatte zwischen den Bischöfen und Woiwoden, von denen die meisten es mit Stanislaus hielten, eine Trennung verursacht. Diese Unruhen gingen die Deutschen Fürsten auf keine Weise etwas an: der Kaiser hatte sich unvorsichtig genug, durch einen geheimen Vertrag mit Rußland und den Sachsen, anheischig gemacht, den Kurfürsten August II auf den Wahlthron von Polen zu setzen. Die Kaiserlichen Minister hatten vielleicht die Folgen dieses Schrittes nicht vorher gesehn, und hatten gegen die Erinnerung des Prinzen Eugen, im Vertrauen auf den friedliebenden Charakter des Kardinal Ministers, ihren Herrn zu leichtsinnig in eine Sache von solcher Wichtigkeit verflochten; der Kaiser hatte sich allein, und ohne daß das Reich an die Polnischen Unruhen Theil genommen hätte, mit Rußland eingelassen: er mußte also auch allein sehn, wie er heraus käme.

Frankreich, welches von der andern Seite mit aller möglichen Klugheit, seit dem Tode des Herzogs Regenten, daran gearbeitet hatte, seinen zerrütteten Zustand herzustellen, war darin so glücklich gewesen, daß die Finanzen in der allerbesten Ordnung, seine Magazine mit allen Bedürfnissen versehen, und seine Truppen in dem Zustande waren, worin es dieselben nur wünschen konnte. Bei diesen Vortheilen war seine Lage so glücklich, daß es sich im Stande sah, jeden Vorfall zu benutzen.

Der Tod August des Ersten gab ihm einen scheinbaren Vorwand, sich in die Angelegenheiten von Polen zu mischen, und die großen Plane, welche die Staatskunst gefaßt und reiflich durchdacht hatte, auszuführen, oder doch anzulegen. Frankreich vernachläßigte nichts: es bereitete den Erfolg vor, es setzte sich in den Stand mit Nachdruck zu handeln, es schloß sowohl mit Spanien, als mit Sardinien Bündnisse, es vermochte durch geheimwirkende Kunstgriffe einige Deutsche Fürsten zu einer Art von Neutralität, schläferte die Seemächte ein, machte hierauf das Manifest seines Verfahrens bekannt, und griff den Kaiser an, der auf gewisse Weise der Anfänger war, weil er die Unruhen in Polen angefacht, und seine Heere im Begriff standen, dieselben zu unterstützen, wenn er nicht selbst wäre angefallen worden.

Der Kaiser, der sich in Gefahr sah, von allen Seiten angegriffen zu werden, setzte alle seine Maschinen in Bewegung, um das Reich in sein Schicksal zu verflechten. Alle die geschicktesten Geschäftsmänner wurden von Seiten des Wiener Ministeriums aufgeboten, um das Reich zur Kriegserklärung gegen Frankreich zu vermögen. Die Absicht des Kaisers ging zuvörderst dahin, den Beistand des Reichs zu erhalten, und dann, die Französische Macht, die ihn bereits in Italien angegriffen und unausbleiblich unterdrückt haben würde, zu trennen. Es ist beiläufig zu bemerken, daß dieser Krieg, wenn sich das Reich nicht hinein gemischt hätte, weit geschwinder würde geendigt worden

seyn. Der Kaiser hätte Italien verloren, welches die Bundesgenossen erobert haben; aber man hätte Lothringen nicht von dem Reiche abreißen können, ohne neue Zwistigkeiten zu veranlassen, und ohne gleichsam das Feuer von neuem zu entzünden.

Der Krieg wurde in Deutschland sehr nachläs=sig geführt, weil von der einen Seite die Staats=kunst des Hofes von Versailles nicht wollte, daß die Seemächte unruhig werden möchten, welche sich ungezweifelt für den Kaiser erklärt haben wür=den, sobald sie gesehen hätten, daß er aufs äußerste gebracht sei; und von der andern Seite, weil ein Zusammenfluß verschiedener Ursachen, wovon jeder Feldzug seine eigenen herbei führte, den Kaiser außer Stand setzte, am Rhein mit Nachdruck zu handeln.

In Italien bemächtigten sich die Spanier des Königreichs Neapel und Sicilien, unterdeß die Franzosen, in Verbindung mit den Piemontesi=schen Truppen, Mailand und beinahe die ganze Lombardei einnahmen; und da es mit zu dem Ver=trage der drei verbündeten Kronen gehörte, die Beute des Kaisers in Italien zu theilen, so gaben sich diese Mächte alle ersinnliche Mühe, ihre weit=aussehenden Entwürfe auszuführen; allein ich wage es, zu behaupten, daß nichts so sehr zu dem glück=lichen Fortschritt der Verbündeten beitrug, als der schlechte Zustand, worin sich alle Provinzen des Kaisers befanden. Die Ursache von dem Verfalle großer Reiche ist immer dieselbe gewesen: sie hat immer in der schwachen Verfassung ihrer Staaten

gelegen. Der Verfall des Römischen Reichs fand seine auffallende Periode in der Zeit, wo sich die Ordnung bei den Truppen verlor, die Kriegszucht vernichtet war, und man die Vorsichtsregeln vernachläßigte, welche die Klugheit für die Sicherheit der Staaten vorschreibt. Der Verlust, den der Kaiser in Italien erlitt, fließt aus denselben Gründen. Da war kein Heer, um dem Feinde den Eingang zu verschließen, keine Magazine, und nicht einmal hinlängliche Truppen, um die Festungen zu behaupten, keine geschickte Feldherren, um die Plätze zu vertheidigen; mit einem Worte, am Ende von drei Feldzügen verlor der Kaiser, was er nicht anders als durch einen ununterbrochenen Krieg von acht Jahren erobert hatte.

Man wird glauben, daß nach so viel Niederlagen es an den Kaiser seyn würde, den Frieden zu suchen; aber man täusche sich nicht, sondern wisse, um den friedliebenden und uneigennützigen Geist des Kardinal Ministers kennen zu lernen (zur Ehre Frankreichs und als Zeugniß seiner Mäßigung sei es gesagt!) daß diese mit Lorbeern bedeckten Sieger, die wahrscheinlich müde von ihren Siegen waren, dem Kaiser, ihrem überwundenen Feinde, den Frieden anboten.

Es ist glaublich, daß Herr von Villars dem Kardinal sein System, so wie man es in seinen Denkwürdigkeiten findet, werde mitgetheilt haben, und daß der Kardinal, mit der Annahme der Ideen dieses großen Mannes, den Grundsatz gefaßt habe, zwischen dem Kaiser und Frankreich, nach dem Bei-

spiel des Triumvirats von Augustus, Antonius und Lepidus, eine vollkommne und dauerhafte Vereinigung zu stiften: man weiß, daß jenes Triumvirat durch Verbannungen zusammen gefugt war. Auch befindet sich Frankreich, vermöge des ersten Artikels der vorläufigen Friedensbedingungen, im Besitz des Herzogthums Lothringen, welches von dem Deutschen Reiche abgerissen wird.

Der Kaiser beraubt, um Frieden zu machen, seinen Schwiegersohn seiner Erblande. Das Opfer scheint groß genug, um durch eine Art von Gegenwirkung eine verhältnißmäßige Erkenntlichkeit hervor zu bringen; aber, um die Vergleichung fortzusetzen, es ist zu vermuthen, daß Frankreich mit der Zeit Augusts Rolle spielen werde. Die bloße Wahrnehmung dieser Begebenheit würde wenig nützen, wenn sie nicht von einigen Betrachtungen begleitet würde, welche die Sache selbst darbietet. Man sieht zuvörderst, was Frankreich betrift, ein sehr durchdachtes, planmäßiges System der Staatskunst, welches sich niemals verändert. Wie sie den Utrechter Frieden schlossen, war ihre Absicht, den Krieg wieder anzufangen: zwar nicht sogleich, weil ihr Ruf verloren und ihre Finanzen erschöpft waren, und weil sie die Begenbenheiten noch nicht zu der Reife gebracht hatten, wo sie dieselben haben wollten; aber es lag ihnen nichts desto weniger im Sinn, auf den Augenblick zu lauren, wo sie den Kaiser mit Vortheil angreifen könnten.

Nun herrschte ein Vorurtheil in der Welt, welches den Absichten Frankreichs unendlichen Scha-

den gestiftet hat. Dies verderbliche Vorurtheil gründete sich auf einen alten Irrthum, der durch seine Fortpflanzung nur immer ein größeres Gewicht erhielt: man sagte sich ganz leise ins Ohr, Frankreich habe eine Universalmonarchie im Sinne, womit man ihm doch höchst Unrecht that. Diese einzige Idee hatte allen den herrlichen Planen Ludwigs XIV Einhalt gethan, und nicht wenig dazu beigetragen, seine Macht nieder zu drücken; ein so schädliches Vorurtheil mußte schlechterdings ausgerottet, und bis auf das Andenken davon vertilgt werden.

Das Glück, welches der Wohlfahrt Frankreichs vorsteht, oder, um im Styl der Priester zu sprechen, der Schutzengel, welcher über die Vergrößerung desselben wacht, kurz, alles trug bei, eine Meinung zu vernichten, die den Vortheilen Frankreichs so gefährlich war.

Ludwig XIV, dessen Ehrsucht so oft Europa zittern gemacht hatte, schloß, nachdem er gegen das Ende seiner Regierung ein wechselndes Glück erfahren, seine glorreiche Laufbahn. Das Reich kam unter Vormundschaft, und die Staatsverwaltung empfand die Schwäche ihres Monarchen und alle Uebel, die mit einer Minderjährigkeit unzertrennlich verknüpft sind. Der Herzog Regent, ein aufgeklärter Prinz, der bei allen Eigenschaften, welche den Umgang reizend und das Glück eines Privatmanns machen, gerade jene Festigkeit nicht hatte, die denen, welchen die Regierung der Reiche anvertraut ist, unentbehrlich wird, verwirrte die

innere Verfassung des Königreichs durch jene berüchtigten Maßregeln, die fast alle einzelnen Einwohner zu Grunde richteten, indem alles ihr Geld in die Kassen des Königs und einiger Kommissare von Law floß. Der Herzog von Bourbon wurde nach dem Tode des Herzogs von Orleans Regent des Königreichs, aber nur auf eine kurze Zeit; der Kardinal Fleury kam an seine Stelle, und sobald er das Ruder der Geschäfte in die Hände nahm, stellte er nicht nur die Finanzen und den innern Verlust des Königreichs her, sondern that noch mehr: er erwarb sich durch seine Geschicklichkeit, durch die Biegsamkeit seines großen Geistes und durch seine scheinbare außerordentliche Mäßigung, den Ruhm eines gerechten und friedliebenden Ministers. Um sein durchdachtes und kluges Verhalten kennen zu lernen, muß man bemerken, daß nichts das Vertrauen der Menschen so sehr an sich zieht, als ein großmüthiger und uneigennütziger Charakter; der Kardinal behauptete diesen Charakter so wohl, daß Europa, oder vielmehr die ganze Welt sich überredete, er besitze ihn wirklich. Die Nachbarn von Frankreich schliefen in Frieden neben einem so guten Nachbar, und die Minister, deren Staatsklugheit am berühmtesten war, hatten in die Zahl ihrer unveränderlichen Grundwahrheiten gesetzt, daß so lange der Kardinal lebte, man in Rücksicht auf seinen Charakter und auf sein hohes Alter wegen der Französischen Unternehmungen außer Sorgen seyn könne. Dies war das Meisterstück des Kardinals, und worin seine Staatskunst

vielleicht noch der Staatskunst Richelieu's und Mazarin's vorzuziehen ist. Da dieser geschickte Minister die Sachen zu dem Grade der Reife gebracht hatte, wo er sie haben wollte, legte er auf einmal seine Absichten an den Tag. Das Manifest des Allerchristlichsten Königs unterhielt noch die tiefen Eindrücke, welche der gerechte Charakter des Kardinals auf die Gemüther gemacht hatte; es enthielt der Hauptsache nach: der König ergreife keinesweges in eigennützigen oder ehrsüchtigen Absichten die Waffen; Se. Majestät begnügten sich, ein blühendes Königreich zu besitzen, und über ein treues Volk zu herrschen; und Ihre Absichten seien nicht, die Gränzen ihrer Herrschaft zu erweitern. Indessen haben die Folgen gezeigt, daß bloß die Liebe zum Frieden Se. Majestät vermocht habe, Lothringen anzunehmen und Deutschland von einer Provinz zu befreien, die demselben freilich seit einer undenklichen Zeit gehört hatte, ihm aber wegen ihrer unvortheilhaften und abgeschnittenen Lage zur Last geworden war. Ueberdies mußte, um dem Frieden eine dauerhafte Grundlage zu geben, Lothringen nothwendig zu Frankreichs Vortheil geräumt werden, weil dies Herzogthum eine Veranlassung zu häufigen Zwistigkeiten hätte geben können, und ohnehin Frankreich eine Entschädigung für die Kriegskosten haben mußte: welches alles, gehörig erwogen, es außer Zweifel setzt, daß der König alles vollkommen erfüllt habe, wozu er sich ausdrücklich in seinem Manifeste anheischig macht.

Wenn man mit eben der Aufmerksamkeit das Verhalten betrachten will, welches Spanien bewiesen hat, so wird man sehen, daß der Vertrag von Wien *) oder vielmehr der Erbfolgevertrag keinesweges ein gründliches Werk war, und daß der König von Spanien, wenn er auf die in Italien belegenen Länder der Erbfolge Verzicht leistete, es

*) Der 5te Artikel. „Kraft der Verzichtleistung, welche Se. Kaiserliche Majestät in den beiden vorhergehenden Artikeln gethan haben, tritt der Katholische König seiner Seits, und in seinem Namen, wie im Namen seiner Erben und seiner männlichen und weiblichen Nachkommen, ohne Ausnahme alle allgemeine und besondere Rechte auf diese Königreiche, Provinzen und Ländereien ab, welche Se. Kaiserliche Majestät wirklich in Italien oder in Flandern besessen haben, und die ehedem zur Spanischen Monarchie gehört haben, unter welchen auch die Markgrafschaft Finale ist, welches von Sr. Kaiserlichen Majestät 1713 der Republik Genova abgetreten und jetzt rechtlicher Weise in Besitz genommen ist: weshalb die Verzichtleistungsschriften in der besten Form ausgefertigt worden und öffentlich bekannt gemacht, auch die Ausfertigung darüber am gehörigen Orte vollzogen und Sr. Kaiserlichen Majestät sowohl als den interessirten Parteien zugestellt werden sollen. Se. Katholische Majestät entsagen gleichfalls dem Rechte des Rückfalls an die Spanische Krone, welche Sie sich auf das Königreich Sicilien vorbehalten haben, und jedem Rechte und Anspruche, durch dessen Vorwand Se. Kaiserliche Majestät oder Dero Erben und Nachfolger mittelbar oder unmittelbar beunruhigt werden könnten, nicht nur in den benannten Königreichen und Provinzen, sondern auch in allen andern Besitzungen, die Sie wirklich in Flandern in Italien und anderswo haben." *Corp. Diplomat. par Dumont. Tom. VIII. 1731. Part. II. pag. 107.*

nur in so fern that, als er nicht im Stande war, sie wieder zu erlangen.

Ich behaupte nichts, was ich nicht zu beweisen im Stande bin. Der berühmte Vertrag von Sevilla zwischen Spanien und England *) entdeckt Spaniens Absichten zur Gnüge, und ist hinreichend, um es außer Zweifel zu setzen, daß alle die

*) Dieser Vertrag, den die Engländer die Quelle ihrer Thränen nennen, besteht aus zwölf Artikeln, wozu noch zwei geheime Artikel kommen.

1. Art. bestätigt die vorhergehenden Verträge und enthält eine gegenseitige Amnestie.

2. Art. setzt die gegenseitige Hülfsleistungen an Mannschaft, Schiffen und Geld fest.

3. Art. widerruft den 1725 geschlossenen Wiener Vertrag zwischen dem Kaiser und Spanien.

4. Art. bestätigt den Französischen und Englischen Handel sowohl in Europa als in Indien auf dem alten Fuß.

5. Art. verspricht die gegenseitige Schadenersetzung.

6. Art. verordnet eine Kommission und die Ernennung der Kommissarien, um den Verlust und den Schaden zu untersuchen, welchen man gegenseitig erlitten hat.

7. Art. redet von ähnlichen Kommissarien Französischer Seits, zu eben dergleichen Untersuchungen.

8. Art. bestimmt die Dauer dieser Kommission, nemlich drei Jahre.

9. Art. NB. als der allermerkwürdigste, ist in folgenden Ausdrücken gefaßt: „Man wird gleich von „jetzt an die Einführung der Besatzungen in die „Plätze Livorno, Portoferrato, Parma und Pia„cenza bewirken, welche aus 60000 Mann im „Solde Sr. Katholischen Majestät stehender „Truppen bestehen sollen, um dadurch die größere

Eroberungen in Italien bloß eine Folge von den unveränderten Grundsätzen sind, welche diese Krone als die Grundpfeiler ihrer Staatskunst betrachtet.

Man bilde sich nicht ein, daß dieser Vertrag von Sevilla hier mit den Haaren herbei gezogen sei; es bedarf nur einiger Ueberlegungen, um darin, wie durch einen Flor, Spaniens Absichten zu erblicken.

Die Politik der Eroberung hat es als einen Grundsatz festgestellt: es sei der erste Schritt um ein Land einzunehmen, daß man einen Fuß darin habe; und gerade dies ist das schwerste, das übrige wird durch das Glück der Waffen und durch das Recht des Stärkeren entschieden.

Unter

„Zuverläßigkeit und Erhaltung der unmittelbaren „Nachfolge in den genannten Staaten, zum „Vortheil des Durchlauchtigen Infanten Don „Karlos, zu erreichen, und im Stande zu seyn, „allen Unternehmungen und Hindernissen, wel„che zum Nachtheil dessen, was wegen genannter „Erbfolge festgesetzt ist, erregt werden könnten, „zu widerstehen."

10. Art. Man setzt das Verhalten fest, welches die gedachten Truppen in diesen Plätzen beobachten sollen.

11. Art. läßt den König von Spanien versprechen, seine Truppen zurück zu ziehn, sobald alles in Ordnung und in Ruhe seyn werde.

12. Art. enthält die Gewährleistung besagter Staaten für den Infanten Don Karlos, worüber die Engländer so viele Vorwürfe erfahren haben.

13. Art,

Unter welchem Vorwande hätte Spanien Truppen nach Italien führen können, wenn der Vertrag von Sevilla es ihm nicht erleichtert hätte? Wie hätte es ohne Truppen an die Eroberung von Mailand, von Mantua, von dem Königreiche Neapel und Sicilien denken können? Es war folglich nöthig, einen Fuß im Lande zu haben, es war nöthig, Truppen dort zu halten, um sie nach Beschaffenheit der Vorfälle vermehren zu können, es war nöthig, Plätze inne zu haben, um Magazine anzulegen; und dazu war der Vertrag von Sevilla schlechterdings unentbehrlich. Spanien hatte daher, als es denselben schloß, sehr wohl an seine Vortheile gedacht: man sieht, daß seine Absichten so ein-

13. Art. verweiset auf eine besondere Uebereinkunft, welche zwischen den kontrahirenden Parteien, im Betreff der genannten Besatzungen, geschlossen werden soll.

14. Art. ladet die Generalstaaten ein, diesem Vertrage beizutreten.

Die beiden geheimen Artikel setzen die Vortheile der Engländer bei dem Ostindischen Handel auseinander, und sonderlich den berühmten Assiento-Traktat.

Unterzeichnet

W. Stanhope	Brancas.	
jetzt Lord Harington.	D. Joseph Patinho.	Marquis de la Paz.
B. Recke.		

Auszug aus dem Vertrage von Sevilla, zwischen Sr. Allerchristlichsten, Britannischen, und Katholischen Majestät geschlossen am 9ten November 1729.

geschränkt nicht waren, wie man es hätte glauben mögen; und ich habe Recht gehabt, bei Gelegenheit des Verhaltens von Spanien den Vertrag von Sevilla nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Jetzt ist noch übrig, daß ich das Betragen des Kaiserlichen Hofes entwickele. Man hat an demselben bei den Polnischen Angelegenheiten ein großes Vertrauen auf seine Macht bemerken können; ungeachtet er sich freilich stellte, als wolle er sich gar nicht darein mischen. *) Man hat ebenfalls den unerträglichen Stolz bemerken können, womit er nicht nur die Geringeren, sondern auch seines Gleichen behandelte. Man hat sehr leicht entdecken können, daß seine Staatskunst die Einführung des Despotismus und der Suveränität des Hauses Oestreich im Deutschen Reiche zur Absicht habe: welches, bei der Macht mehrerer Kurfürsten, die man so geschwinde nicht wird unterdrücken können, nicht so leicht ist. Indessen hat das Haus Oestreich, voll von ehrsüchtigen Vorurtheilen, und durch eine stolze Verwegenheit geleitet, immer die Suveränen in Deutschland an sein Joch gewöhnen wollen: das Ministerium arbeitet nach diesem Plane, er ist den Thronfolgern im Reiche überliefert worden;

*) Es ist allgemein bekannt, daß die Kaiserlichen Minister in allem einstimmig mit Rußland handelten, daß der Kaiser ein Heer von 17000 Mann an der Polnischen Gränze stehen hatte, daß er den Fürsten Lubomirski, den sogenannten gestiefelten Prinzen, bestochen, welcher der Urheber von der Trennung derer ward, die von Warschau nach dem Städtchen Praga gingen, und daß die

und diese Fürsten, die eben so unwissend als abergläubisch sind, schmeicheln sich eitler Weise mit einer ehrsüchtigen Schimäre, die sie, wegen der Ungerechtigkeit, die in der Sache liegt, verabscheuen sollten.

Wir haben nicht nöthig, bis zu den Zeiten Ferdinands I und Ferdinands II hinaufzusteigen, um die Beweise von der ungemessenen Ehrsucht dieses Hofes zu finden: vier Begebenheiten aus unsern Zeiten werden uns eine vortrefliche Erläuterung darüber geben.

Man wird zuvörderst bemerken, daß der Kaiser ohne Vorwissen des Reichs ein Bündniß mit der Kaiserinn von Rußland geschlossen habe, um August II auf den Polnischen Thron zu setzen. Der Krieg, zu welchem dies Bündniß Gelegenheit gab, mußte also auch von dem Kaiser, und nicht von dem Reiche, welches auf keine Weise an den Maßregeln des Kaisers Theil nahm, beigelegt werden. Dennoch hat man gesehen, daß die Ränke des Wiener Hofes Mittel gefunden haben, das Reich in den Krieg zu mischen, der unmittelbar niemanden anging, als den Kaiser und Rußland, womit der Kaiser offenbar den vierten Artikel seiner Wahlkapitulation *) angefochten hat.

Russischen Truppen auf Antrieb des Kaisers in Polen einrückten.

1) Der vierte Artikel. S. 32. „Wir sollen und wollen in allen Angelegenheiten, welche das Reich betreffen, besonders in denen, welche im Instrumentum „pacis ausgedrückt sind, daß die Kurfürsten und Fürsten „das Recht der Stimmensammlung haben, und daß

Der Kaiser hat sich zweitens gegen den sechsten Artikel *) seiner Kapitulation damit vergangen, daß er gegen die Reichsgrundgesetze auswärtige Mächte nach Deutschland als Hülfsvölker gerufen, indem die Kaiserinn von Rußland ein Heer von zehntausend Mann an dem Rhein zu ihm stoßen ließ.

Man wird drittens sehen, daß der mit Frankreich eingegangene Vertrag, dessen vorläufige Verabredungen ohne die Bestätigung des Reichs sind unterzeichnet worden, ein Verstoß und eine

„nichts, ohne ihre freie Einwilligung, unternommen „oder beschlossen werden könne. Wir sollen und wollen, „während unserer Regierung, mit den Christlichen Mächten, die unsere Nachbarn sind, in Frieden leben, und „ihnen keine Gelegenheit zu Streitigkeiten mit dem Reiche geben: wir werden vermeiden, das Reich in auswärtige Kriege zu verwickeln: wir werden uns aller „Hülfsleistungen enthalten, woraus dem Reiche Schaden erwachsen könnte, desgleichen aller Streitigkeiten „und Kriege, sowohl in als außer dem Reiche, unter „welchem Vorwande es immer geschehen möchte, es sei „denn, daß es mit der auf einem Reichstage gegebenen „Einwilligung der Kurfürsten, Fürsten und Stände, „oder mit Zufriedenheit der Kurfürsten geschähe."

*) Der sechste Artikel. S. 41. „Wir sollen und wollen, „als Kaiser und erwählter Römischer König, in Ansehung dessen, was die Angelegenheiten des Reichs betrift, bevor wir die Einwilligung der Kurfürsten, Fürsten und Stände auf einem Reichstage erhalten haben: „da das Interesse des Staats bisweilen Geschwindigkeit und schnelle Entschließung erfordert, so sollen und „wollen wir diese Einwilligung zu einer bestimmten Zeit, „und zwar in einer kollegialischen Versammlung, nicht „aber durch besondere Erklärungen der Einzelnen, bis

Beeinträchtigung des sechsten Artikels *) der Kaiserlichen Kapitulation ist.

Viertens hat der Kaiser den zehnten Artikel **) seiner Kapitulation damit übertreten, daß er das Herzogthum Lothringen veräußert hat, welches als ein Reichslehn, nach den Reichsgrundgesetzen, nicht ohne förmliche Einwilligung des Reichstags und der Stände von dem Deutschen Staatskörper abgerissen oder getrennt werden konnte.

„es zu einem allgemeinen Reichstage gelangen könne; „wie dies in den übrigen, die Sicherheit des Reichs be„treffenden Dingen geschiehet. Sollten wir etwa in „Rücksicht auf unsere eigenen Länder irgend ein Bünd„niß schließen, so wird es nur in so fern geschehen, als „daraus dem Reiche kein Nachtheil erwächst, und so „fern solches dem Inhalte des Instrumentum pacis nicht „entgegen läuft."

*) Siehe die vorige Anmerkung.

**) Der zehnte Artikel. S. 59. „Ferner sollen und „wollen wir nichts, was zu dem Reiche gehört, ohne den „Willen und die Zustimmung der Kurfürsten, Fürsten und „Stände, weder vergeben, noch vertauschen, noch verpfän„den, noch mit Anlagen beschweren; sondern wir sollen „und wollen uns alles dessen enthalten, was irgend eine „Abwendigmachung oder Trennung der Theile des Reichs „veranlassen könnte. Vornehmlich wollen wir uns aller „unmäßigen Privilegien und Freiheitsbewilligungen ent„halten, und dagegen mit vieler Sorgfalt dahin trach„ten, die verpfändeten oder veräußerten Herrschaften, „die konfiscirten oder unrechtmäßiger Weise in fremde „Hände gerathenen Länder wieder zu gewinnen und in „der Folge zu behaupten."

Noch könnte man dem Kaiser seine Kriegserklärung gegen die Türken und die Hülfsgelder vorwerfen, welche er zum Behuf dieses Krieges von dem Reiche eingefordert hat; allein dies würde mich in eine zu große Umständlichkeit verwickeln, und ich habe noch wichtigere Bemerkungen zu machen.

Wir haben jetzt über die Ursachen aus ihren Folgen geurtheilt; noch ist uns übrig, die Ereignisse zu beurtheilen, die wir, nach Maßgabe der Ursachen, in die wir eingedrungen sind, zu erwarten haben.

Es kommt nicht bloß darauf an, die Geheimnisse der Staatskunst zu ergründen, und einen profanen Blick bis in das Heiligthum der Minister zu werfen; man muß auch die verschiedenen Maßregeln bemerken, welche die Minister befolgen, um ihre Absichten zu erreichen. Nichts lehrt den Charakter der Höfe besser kennen, als wenn man die verschiedenen Arten wahrnimmt, wie ihre Staatskunst dieselben Gegenstände behandelt; dabei wird alles, ihre Leidenschaften, ihre feinen Künste, ihre Ränke, ihre Fehler und ihre guten Eigenschaften sichtbar.

Um die Minister des Kaisers und des Königs von Frankreich desto besser beurtheilen zu können, wollen wir ihr Betragen in eine Parallele setzen, und sehen, wie sie bei den Polnischen Angelegenheiten so verschiedene Wege eingeschlagen haben. Wir werden dabei einen Abdruck der Sitten sehen, der von keiner geringen Erheblichkeit für die großen

Männer ist, welche davon Gebrauch zu machen wissen.

Der Kaiser sollte, vermöge des Bündnisses, welches er mit Rußland geschlossen, die Polnische Krone auf das Haupt des Kurfürsten August von Sachsen setzen; er wußte kein besseres Mittel zu erdenken, um zu seinem Zweck zu gelangen, als Gewalt. Seine Heere hielten sich an den Gränzen von Polen auf, unterdessen die Russischen Truppen einen Einfall in das Gebiet der Republik thaten, und sich bis auf eine kleine Entfernung der Hauptstadt Warschau näherten. Man kannte in Wien also nichts, als Gewaltthätigkeit, womit dem Kurfürsten die Vormauern des sarmatischen Thrones geöfnet werden könnten.

Das menschlichere aber listigere französische Ministerium dachte anders: es bediente sich keiner andern, als der Macht eines verführerischen Metalls, um den Stanislaus zur höchsten Würde zu erheben. Der Kaiserliche Minister zu Warschau brach in nichts, als in Drohungen aus; der Französische gebrauchte nichts, als schmeichelhafte Worte und Liebkosungen: der eine wollte die Gemüther schrecken, der andere wollte sie durch seine Süßigkeit gewinnen. Der eine fiel, wie ein wüthender Löwe auf seinen Raub, der andere bezauberte, gleich einer Sirene, durch die Anmuth seiner Stimme jeden, der sich ihm nahte. Kurz, die Franzosen bemeisterten sich durch ihre Kunstgriffe und Ränke der Herzen, unterdeß die Kaiserlichen die Feigen in Schrecken setzten; da aber in Polen

die Zahl derer, welche fürchten, die, welche nicht fürchten, unendlich übersteigt, so ist es nicht zu bewundern, daß sich Stanislaus nicht auf dem Thron behauptet hat.

Nie laßt uns so mißtrauisch gegen diejenigen sein, die ihre Plane durch keine andere Mittel durchsetzen, als welche ihnen ihr Stolz und ihr Hochmuth eingiebt, sie stehen sich selbst damit im Wege, daß sie sich verhaßt machen; ihre Gewaltthätigkeit ist ein Gegengift, welches das Gift heilt, womit ihre ehrsüchtigen Absichten uns gefährlich werden könnten. Aber laßt uns vielmehr mißtrauisch gegen diejenigen sein, die durch geheim wirkende Kunstgriffe, durch Schmeicheleien, durch eine verstellte Süßigkeit uns in die Knechtschaft verstricken wollen: sie werfen uns eine Angel hin, deren Eisen mit einer verführerischen Lockspeise bedeckt ist, die uns aber mit dem Verluste unserer Freiheit betrügt, sobald sich unsere Klugheit berücken läßt.

Da es gewiß ist, daß alles eine Ursache seines Daseyns haben müsse, und daß man den Grund der Begebenheiten in anderen vorher gegangenen Begebenheiten findet: so muß auch jeder politische Vorfall die Folge eines früheren politischen Vorfalls sein, der, so zu sagen, die Geburt desselben vorbereitet hat. Laßt uns diesem Systeme zu Folge in den neuern Begebenheiten und in den weitaussehenden Planen der Höfe zu Wien und Versailles erforschen, was die enge Verbindung

dieser beiden mächtigsten Fürsten Europens uns zu bereiten scheine.

Es ist klar, daß die Absichten des Kaiserlichen Hofes darauf gehen, das Reich bei dem Hause Oestreich erblich zu machen. Zu diesem Ende hat er die Pragmatische Sanktion gemacht, alle Deutsche Fürsten zu gewinnen gesucht, einen Artikel in die Friedensstiftung eingerückt, und eine erstaunliche Menge von besondern Verträgen geschlossen: so wahr ist es, daß das Haus Oestreich wünschen würde, dem Reiche mit der Zeit das Wahlrecht zu entziehn, die willkührliche Gewalt bei seinem Stamme zu befestigen, und die demokratische Regierungsform, die seit undenklichen Zeiten in Deutschland Statt gefunden hat, in eine Monarchische zu verwandeln. Da das System des Kaiserlichen Ministeriums einfach genug ist, so hält es nicht schwer, dasselbe ins Licht zu setzen; da aber das System des Hofes von Versailles verwickelter ist, so wird es eine größere Ausführlichkeit und mehr Umständlichkeit erfordern.

Der beständige Grundsatz der Fürsten ist, sich zu vergrößern, so viel es ihre Macht erlaubt; und obgleich diese Vergrößerung entweder nach der Lage der Staaten, oder nach der Macht der Nachbarn, oder nach dem glücklichen Zusammenfluß der Umstände, verschiedenen und unendlich mannigfaltigen Abänderungen unterworfen ist; so bleibt der Grundsatz nichts desto weniger unveränderlich, und die Fürsten lassen nie davon ab: es kommt dabei auf

ihren sogenannten Ruhm an; mit einem Worte, sie müssen sich vergrößern.

Frankreich ist gegen Abend von den Pyrenäen beschränkt, die es von Spanien trennen, und eine Art von Vormauer bilden, welche die Natur selbst aufgeführt hat. Der Ocean setzt den Franzosen an der Mitternachtseite Schranken, und das Mittelländische Meer, nebst den Alpen gegen Mittag; von der Morgenseite aber hat es keine andere Gränzen, als welche seine Mäßigung und seine Gerechtigkeit ihm setzt. Der Elsaß und Lothringen, welche dem Reiche entzogen sind, haben die Gränzen der Herrschaft Frankreichs bis an den Rhein vorgerückt. Es wäre zu wünschen, daß der Rhein in seinem weiteren Laufe die Gränze ihrer Monarchie bezeichnen möchte. In dieser Absicht gäbe es ein kleines Herzogthum Luxemburg zu verschlingen, ein kleines Kurfürstenthum Trier etwa durch einen Vertrag, ein Herzogthum Lüttich durch das Recht der Zuträglichkeit zu gewinnen; die Barrierplätze, Flandern und einige ähnliche Kleinigkeiten müßten nothwendig in diese Einverleibung mit begriffen sein, und Frankreich würde nichts nöthig haben, als ein Ministerium von einigen gemäßigten und milden Männern, welche, wenn es mir erlaubt ist, mich so auszudrücken, ihren Charakter der Staatskunst ihres Hofes liehen, und die alle List und alle trügerischen Umschweife ihrer Kunstgriffe auf die Rechnung der untergeordneten Minister würfen, um unter dem Schilde ihres ehr-

würdigen Charakters ihre Absichten zu einem glücklichen Ausgange zu bringen.

Frankreich übereilt sich in Nichts. Seinem Plane immer getreu erwartet es alles von der Verbindung der Umstände; die Eroberungen müssen sich ihm, so zu sagen, ganz natürlich anbieten, es verbirgt alles Studierte in seinen Entwürfen, und es scheint, als urtheilte es bloß nach dem Anscheine, daß das Glück es ganz besonders begünstige. Laßt uns dadurch uns nicht täuschen: das Glück und der Zufall sind Wörter, die nichts Wirkliches bezeichnen. Frankreichs wahres Glück ist der Scharfsinn, die Vorhersehungskunst und die guten Maßregeln seiner Minister. Man sehe nur, wie sorgfältig sich der Kardinal mit der Vermittelung zwischen dem Kaiser und dem Türken bemüht. Der Kaiser kann zur Erkenntlichkeit für diesen Dienst nichts geringeres thun, als seine Rechte auf Luxemburg an Ludwig XV abtreten. Dies Herzogthum wird, allem Anscheine nach, eine von den ersten Acquisitionen sein, die auf Lothringen folgen werden; denn da Frankreich bei den Maßregeln, die der Kaiser zu nehmen nöthig gefunden, auf alle Weise gefällig gewesen ist, so scheint die Gerechtigkeit ähnliche Gefälligkeiten von Seiten des Kaisers gegen die Maßregeln des Französischen Hofes zu fordern. Dies ist eine Ebbe und Fluth von Erkenntlichkeiten, welche die Staatskunst dieser Fürsten für ihre Größe zu benutzen weiß.

Was die übrigen Länder betrift, welche Frankreich erobern könnte, so gehört es zu seiner Klugheit, sich nicht zu sehr zu übereilen, um sich in sei-

nen alten Eroberungen zu befestigen, und seine Nachbarn nicht aufzuschrecken: ein gar zu großes Geräusch glücklicher Erfolge könnte die Seemächte aufwecken, welche jetzt in den Armen der Sicherheit und im Schoße der Unthätigkeit schlummern.

Ich erblicke in dem, was in Frankreichs System Platz finden kann, noch größere und mehr umfassende Entwürfe, als die von denen ich geredet habe; und der Augenblick, den die Vorsehung zur Ausführung dieser großen Absichten bestimmt zu haben scheint, ist vermuthlich der Tod seiner Kaiserlichen Majestät. Welche Zeit wäre geschickter, um Europen Gesetze zu geben? Welche Verbindung von Umständen glücklicher, um alles wagen zu können?

Alle Kurfürsten sind jetzt wegen ihres verschiedenen Interesse getrennt; einige werden, um ihre besonderen Vortheile zu erreichen, sich Frankreich in die Arme werfen und das gemeinsame Interesse aufopfern; andere werden unter einander in Streit gerathen, wer die Kaiserkrone haben solle; andere werden wegen der Thronfolge des Kaisers sich alle Mühe geben, andere werden, durch die Hoffnungen, die ihnen große Bundesgenossen einflößen, aufgebläht, die Fackel des Kriegs, der Unruhe und Verwirrung überall umher tragen; und die sich der überwiegenden Macht des gemeinsamen Feindes widersetzen könnten, werden nichts unternehmen, und ihr Schicksal dem Zufall überlassen.

Ueberdies, da sich Frankreich durch den letzten Friedensschluß zur Gewährleistung der Pragmati-

schen Sanktion anheischig gemacht hat, wird es dadurch verbunden, sich unausbleiblich nach dem Tode des Kaisers in die Angelegenheiten des Deutschen Reichs zu mischen; und was bei dieser Gelegenheit Frankreichs Schritte viel gefährlicher als sonst macht, dies ist, daß sie einen Anschein von Gerechtigkeit, und seine Gewaltthätigkeiten selbst einen Anstrich von Billigkeit haben werden.

Man bemerke noch, wie sorgfältig Frankreich die Seemächte von dieser Gewährleistung entfernt. Glaubt man, es geschehe ohne Absicht, daß man sie von den Angelegenheiten ausschließt? Könnte man sich überreden, daß ein bloßer leerer Gedanke des Stolzes dabei Statt finde? und wäre es möglich, sich einzubilden, daß ein Minister, der bis auf seine kleinsten Schritte Beweise von einer vollendeten Klugheit gegeben hat, daß ein solcher Minister, sage ich, so eingeschränkte Rücksichten nehme? Laßt der Französischen Politik Gerechtigkeit widerfahren; sie ist nie so kurzsichtig, als man es glauben möchte.

Man könnte vielleicht froh gewesen sein, den Englischen Ministern, die durch die inneren Unruhen im Königreiche hinlänglich beschäftigt sind, Ruhe zu verschaffen; und damit ist man zugleich froh, die Seemächte nicht in die geheimen Verträge der beiden kontrahirenden Höfe zu verflechten, damit, wenn der Fall der Erbfolge eintreten sollte, diese Mächte auf keine Weise einen Vorwand haben, sich in die Unruhen des Deutschen Reichs zu mischen.

Man treibt die Vorsicht noch weiter. Man bezahlt an Schweden und Dännemark Hülfsgelder, entweder um sie bloß in Ruhe zu halten, oder damit sie im Stande sein mögen, sich denen entgegen zu setzen, welche den Absichten und Vorkehrungen des Französischen Hofes in den Weg treten wollten.

So vortreflich die Staatskunst des Französischen Hofes ist, so sehr muß man doch auch gestehen, daß eine mannichfaltige Verkettung von Gründen zusammen kommt, sie zu begünstigen. Alle Fürsten, deren Größe und Macht ihm furchtbar werden könnte, sind uneins. Frankreich hat nichts nöthig, als die Flamme der Zwietracht nicht erlöschen zu lassen, und sie vielmehr zu schüren. Und worin Frankreich einen noch unendlich größeren Vortheil hat, dies ist: daß es beinahe niemanden gegen sich hat, dessen durchdringender Geist, dessen Kühnheit und Geschicklichkeit ihm gefährlich werden könnte; woher es freilich weniger Ruhm gewinnt, als die Heinriche IV und die Ludwige XIV.

Was würde Richelieu, was würde Mazarin sagen, wenn sie in unsern Tagen wieder aufstehen sollten? Sie würden sich über die Maße verwundern, keinen Philipp III und IV in Spanien, keinen Cromwel und König Wilhelm in England, keinen Prinzen von Oranien in Holland, keinen Kaiser Ferdinand in Deutschland, und beinahe keinen wahren Deutschen mehr im Heil. Römischen Reiche zu finden: keinen Innozenz II mehr in Rom, keinen Tilly, keinen Montecuculi, keinen Marlborough und keinen Eugen mehr an der Spitze

der feindlichen Heere; kurz eine so allgemeine Ausartung unter allen, denen das Schicksal der Menschen im Frieden und im Kriege anvertraut ist, daß sie sich nicht wundern würden, wie man die Nachfolger dieser großen Männer hat überwinden und hintergehen können. Sonst waren die Franzosen genöthigt, mit ganz Europa zu fechten, welches sich gegen sie verbunden und verschworen hatte, und ihrem Muthe allein waren sie ihre Eroberungen schuldig; jetzt verdanken sie den reinen Ertrag ihrer Vortheile ihrer Unterhandlungskunst, und es ist weniger ihre Macht, als die Schwäche ihrer Feinde, der man den triumphirenden Lauf ihres Glücks zuschreiben muß. Es giebt kein besseres Mittel, sich eine richtige und genaue Idee von den Dingen, die in der Welt geschehen, zu machen, als sie in Vergleichung zu stellen, in der Geschichte Beispiele aufzusuchen; zwischen ihnen und den Begebenheiten, die in unsern Tagen geschehen, eine Parallele zu ziehn, und so ihre Beziehung auf einander, und ihre Aehnlichkeit zu bemerken. Nichts ist würdiger für die menschliche Vernunft, nichts lehrreicher und nichts geschickter unsere Einsichten zu bereichern.

Der menschliche Geist ist in allen Ländern und in allen Jahrhunderten derselbe. Die Menschen haben beinahe immer dieselben Leidenschaften, ihre Neigungen unterscheiden sich fast in nichts, sie sind bisweilen mehr, bisweilen weniger wüthend, je nachdem ein unglücklicher Dämon des Ehrgeizes und der Ungerechtigkeit ihnen seinen verpesteten und ansteckenden Hauch mittheilt. Es giebt Zeiten und

Perioden, die sich ausgezeichnet haben, weil die Leidenschaften in denselben mehr aufgeregt und oft belohnt worden sind. Von dieser Art ist die Zeit der Eroberungen des Cyrus unter den Persern, die Schlacht bei Salamin und Platäa unter den Griechen, die Regierung Philipps und Alexanders des Großen unter den Macedoniern, die Bürgerkriege des Sylla, die Triumvirate, die Regierung des Augusts und der ersten Cäsaren unter den Römern. Mit einem Worte die Liebe der Künste und die Wuth des Kriegs haben die ganze Welt durchzogen, und sie haben aller Orten, wo sie ihren Wohnplatz aufschlugen, dieselben Wirkungen hervor gebracht. Die Ursache davon ist einfach. Der Geist der Menschen, und die Leidenschaften, welche sie regieren, sind immer dieselben, es müssen also auch unausbleiblich dieselben Wirkungen daraus hervorgehn. Alles, was ich eben von den Künsten und dem Kriege gesagt habe, ist noch gegründeter *in Ansehung* der Staatsklugheit großer *Monarchieen*: sie ist immer dieselbe gewesen, ihr Hauptgrundsatz ist immer gewesen, alles zu verschlingen, um sich unaufhörlich zu vergrößern, und ihre Weisheit hat darin bestanden, den Kunstgriffen ihrer Feinde zuvorzukommen, und ihr Spiel am feinsten zu treiben.

Laßt uns jetzt das Verfahren untersuchen, welches Philipp von Macedonien gegen die Griechen beobachtete, und laßt uns sehn, ob wir darin nicht einige Züge von der Französischen Politik finden werden. Laßt uns alsdann einige Begebenheiten aus der Römischen Geschichte durchlaufen; und der

Leser wird sehen, ob sich nicht darin, ich will nicht sagen, eine Aehnlichkeit, sondern eine vollkommne Gleichheit mit den Vorfällen finden werde, die sich ganz neuerlich in Europa zugetragen haben, und mit denen, deren Morgenröthe wir haben erblicken lassen. Die Republik der Griechen erhielt sich nur durch die enge Vereinigung, welche die verschiedenen kleinen Freistaaten mit einander verband. Die Städte Sparta und Athen zeichneten sich indeß vor allen übrigen aus, sie waren es, die ihren Berathschlagungen und allen großen Unternehmungen Leben gaben, und die kleinen Freistaaten waren im Grunde von ihnen abhängig. Hätte Philipp diesen ganzen Bund angegriffen, so würde er furchtbare Feinde gefunden haben, die ihm nicht nur Widerstand geleistet, sondern selbst seine eigenen Staaten zum Schauplatz des Kriegs gemacht haben würden. Was that die Staatsklugheit dieses Fürsten, um diese Republik zu überwinden? Sie streute den Samen der Uneinigkeit und Eifersucht unter die kleinen verbündeten Städte, sie befestigte ihre Mißhelligkeiten, sie bestach die Redner, sie ergriff die Partei der Schwächsten, um sie gegen die Mächtigern zu unterstützen, und um diese zu unterdrücken; alsdann waren die übrigen ihrer Willkühr unterworfen.

Was thut die Französische Politik, um zur Universalmonarchie zu gelangen? Sehet ihr nicht, mit welcher Feinheit sie Uneinigkeit unter die Reichsfürsten säet? Ihre Geschicklichkeit hat die Freundschaft der Regenten gewonnen, die sie am nöthig-

sten hat, wie sie sehr künstlich das Interesse der kleinen Fürsten gegen die mächtigsten zu unterstützen weiß. Bewundert die Wendung, welche Frankreich genommen hat, um die Stärke der Seemächte zu untergraben, seine Kunst, sie zur rechten Zeit kleinmüthig zu machen, seine Gewandtheit, sie mit Kleinigkeiten hin zu halten, unterdeß es selbst große Dinge ausführt. Man sehe zugleich den größesten Theil der Europäischen Fürsten eben so gedankenlos, wie die Griechen, die, in eine schlafsüchtige Sicherheit versenkt, es vernachläßigten, sich mit ihren Nachbarn zu verbinden, um einem gewissen Unglück und ihrem unausbleiblichen Untergange zuvor zu kommen.

Werfet noch einen Augenblick das Auge auf den Kunstgriff der Franzosen, welche die Nordischen Mächte mit Hülfsgeldern blenden, um die, welche nicht gewonnen sind, gleichsam ihren eigenen Hülfsquellen zu überlassen; und urtheilt, ob dies nicht die Folgen einer Politik, wie Philipps von Macedonien, sind? Man erlaube mir, die Vergleichung noch weiter zu treiben. Man wird sehen, daß Philipps Geschichte mehr als eine Begebenheit darbeut, die den Ereignissen in unseren Tagen völlig gleich und der Politik von Versailles würdig ist.

Dieser König von Macedonien hatte schon die Thebaner, die Olinthier, und die Messenier gewonnen; er zwang in der Folge die Athener, die geschwächt und wenig im Stande waren, ihm Widerstand zu leisten, ihm die Städte Amphipolis und Phocis abzutreten, welche ihm als Vormauern

dienten. Da er nun Phocis und die engen Pässe bei Thermopylä hatte, so besaß er gleichsam den Schlüssel von Griechenland, und es war ihm leicht, dasselbe anzugreifen, so oft und sobald er es seinem Interesse gemäß hielt.

Die Geschichte Frankreichs bietet uns ein Beispiel dar, welches man unmöglich lesen kann, ohne sich dieses eben angeführten Zuges aus der alten Geschichte zu erinnern. Man sieht wol, daß ich von der Acquisition des Elsassen und Strasburgs reden will. Diese von Deutschland abgerissenen Staaten waren für dasselbe sonst gleichsam Thermopylische Pässe oder Vormauern; und das neuerlich verschlungene Lothringen kann, in Beziehung auf seine Lage, mit Phocis verglichen werden. Eine solche Art, etwas an sich zu reißen, die so vollkommen der des Königs Philipp ähnlich ist, entdeckt, wie mir es scheint, deutlich genug eine vollkommne Uebereinstimmung der Absichten: Philipp stand nicht still bei Thermopylä, er ging weiter. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, was ein Weiser zu einem Könige von Epirus sagte, indem er die ungeheuren Zurüstungen sah, die man zum Kriege machte: warum, fragte er diesen Fürsten, bringst du alle diese Waffen und Gepäcke zusammen? Um Italien zu erobern, antwortete ihm Pyrrhus. Aber Herr, wenn Italien erobert ist, wohin geht es alsdann? Dann, lieber Cyneas, machen wir uns zu Herrn von Sicilien; von dort bedürfen wir nur eines guten Windes, damit uns Karthago in die

Hände falle; von dort werden wir die Wüste Lybiens durchziehn; Arabien und Aegypten werden uns nicht widerstehen können, Persien und Griechenland werden ebenfalls unterworfen. Dieser König hatte keinen geringern Plan, als seine Herrschaft über den ganzen Erdboden zu verbreiten; seine Sprache war die Sprache der Ehrsucht, und die Ehrsucht denkt und handelt immer auf einerlei Weise: ich sage weiter nichts davon.

Was die Griechen betrift, so sahen sie die Fortschritte Philipps sehr obenhin an, und sie bildeten sich thörichter Weise ein, daß der Tod dieses Fürsten sie von einem gefährlichen Feinde befreien würde, von dem sie alles zu fürchten hätten. Gerade dies ist die Sprache, die man itzt in Europa führt: man schmeichelt sich, daß der Tod des geschickten Französischen Staatsmanns der Französischen Staatskunst ein Ende machen, daß *ihm ein* anderer Minister folgen, und dieser nicht dieselben Aussichten, nicht dieselben Plane haben werde. Kurz, man stützt sich auf kleine Hoffnungen, die gewöhnlich der Trost schwacher Seelen und kleiner Geister sind. Man erlaube mir, hier den Vorwurf zu wiederholen, den Demosthenes seinen Athenern in seiner ersten Philippischen Rede macht. Hier sind seine Worte: „Philipp ist tod, wird einer „sagen; nein, aber er ist krank, antwortet der an„dere . . . Ei, ob er todt ist, oder ob er lebt, was „geht es euch an? Wenn ihr ihn nicht mehr ha„ben werdet, ihr Athener, so werdet ihr euch

„bald einen andern Philipp schaffen, wofern ihr „nicht euer Benehmen ändert; denn das, was er „ist, ist er nicht sowohl durch seine eigene Macht, „als durch eure Sorglosigkeit geworden."

Es bleiben mir noch einige Betrachtungen über die Punkte übrig, worinn das Betragen der Römer vollkommen mit dem Betragen der heutigen Römer, ich will sagen, der Franzosen, übereinstimmt. Man erwäge nur die außerordentliche Sorgfalt, womit sich die Römer in alle Angelegenheiten der Welt mischten: sie maßten sichs sogar an, alle Streitigkeiten der Fürsten zu schlichten. Rom war das Tribunal des ganzen Erdkreises, und die Könige und Fürsten hatten (ich weiß nicht wie?) die Suveränität dieses Tribunals anerkannt: sie beriefen sich bei ihren Streitigkeiten auf das Urtheil des Römischen Volks, des mächtigsten und stolzesten unter allen Völkern. Der Senat, gewohnt, das lezte Urtheil über das Schicksal der Fürsten zu fällen, erhob sich zum suveränen Schiedsrichter aller ihrer Zwistigkeiten. Und dies war das Mittel, wodurch sie sich zu Herren von Griechenland machten, wodurch sie die Erbschaft des Königs Eumenes von Pergamus erhielten, und wodurch endlich auch Aegypten der Zahl der Römischen Provinzen einverleibt wurde.

Man wird im Augenblick sehen, daß Frankreich gerade so gehandelt hat; aber was die Römer nie gethan haben, hat Ludwig XIV gewagt. Er hat ein Wiedervereinigungstribunal errichtet, welches unter dem Vorwande der Untersuchung aller Rechte

ganze Provinzen unter das Joch seiner Botmäßigkeit brachte.

Es ist nun Zeit, von der Erbfolge Karls II, des letzten Königs von Spanien, und von dem untergeschobenen und verstümmelten Testamente zu reden, wodurch das Französische Geblüt in die Rechte des Spanischen eingegriffen hat; von den Ränken, durch welche Frankreich die Partei des Prätendenten in England heben, und diesen Prinzen zum Könige von Großbritannien machen wollte; und, um neuere Beispiele anzuführen, so bemerke man die Abschickung des Don Karlos, nach Italien und die listigen Schritte die Frankreich in den Polnischen Unruhen gethan hat. Ich könnte noch das Recht des Schiedsrichteramtes anführen, welches sich Frankreich in den Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preussen und dem Pfalzgrafen von Sulzbach wegen Jülich und Berg anmaßt: diese Sache sollte eigentlich niemanden, als das Reich, angehn, wenn der Allerchristlichste König nicht durch den Westfälischen Frieden Mittel gefunden hätte, sich hinein zu mischen. Man kann hier unten alles sehen, was davon in diesem Friedensschlusse gesagt ist *). Es giebt nichts, bis auf die Streitigkeit in Genf, worin Frankreich sich nicht gemischt hätte; es sei durch Bestechung oder durch

*) Westfäl. Friedensschluß Art. 4. §. 57. „Und da die „Erbfolge von Jülich in der folgenden Zeit zwischen den „interessirten Parteien große Unruhen im Reiche erre„gen könnte, wenn man denselben nicht zuvorkommt; „so ist beschlossen worden, daß nach geschlossenem Frieden

andere Wege geschehen: genug die Genfer haben sich ihm in die Arme geworfen. Der Krieg, den der Kaiser in Ungarn führt, wird sich ebenfalls nicht endigen, ohne daß die Rede von Frankreich gewesen wäre; und die Korsen werden in Kurzem von eben diesen Franzosen erfahren, welche Wendung ihr Schicksal nehmen solle. Kurz, hat man Streitigkeiten: Frankreich entscheidet sie; will man Krieg führen: Frankreich ist auf dem Platze; sollen Friedensartikel verabredet werden: Frankreich schreibt Gesetze vor, und erhebt sich zum Schiedsrichter des Erdkreises.

Dies sind die Thatsachen, die ich glaubte, mit denen, welche ich aus der Römischen Geschichte ausgehoben habe, in Parallele setzen zu können. Ich erzähle sie unparteiisch, und werde dazu durch keinen andern Grund vermocht, als durch Liebe zur Wahrheit.

Ich will zu diesem allen nur eine einzige Bemerkung hinzufügen: sie betrifft die Uebereinstimmung des Genies der Römischen und Französischen Geschäftsträger. Nemlich, sobald Frankreich zu seinem Zwecke gelangt ist, und nicht mehr nöthig hat, eine gewisse Mäßigung zu beweisen, wird man an seinen Unterhändlern einen außerordentlichen Stolz und Uebermuth bemerken; so geschmeidig sie sind,

„diese Sache auf die gewöhnliche Weise vor Sr. Kaiser„lichen Majestät, oder durch einen gütlichen Vergleich, „oder auf irgend eine andere rechtliche Art, sobald als „möglich, abgemacht werden soll.

so lange sie den Beistand der Fürsten suchen, so unerträglich hochmüthig sind sie, sobald ihr Interesse nicht mehr die Hülfe eben dieser Fürsten fordert. Man muß sich der Gesandschaft erinnern, welche die Römer an den König Antiochus von Syrien schickten, um ihn von einem Kriege gegen Ptolemäus und Kleopatra abzuhalten, welche letzteren als Könige von Aegypten Bundesgenossen des Römischen Volks waren. Popilius, ein bloßer Römischer Bürger erhielt diesen Auftrag; er forderte von Antiochus in sehr stolzen Ausdrücken eine bestimmte Antwort über seinen Vortrag. Der König, an der Spitze einer Armee, und im Begriff, über Aegypten her zu fallen, erstaunte über eine solche Zumuthung, und war unschlüßig, was er antworten sollte; Popilius zog mit einem kleinen Stabe, den er in der Hand hielt, einen Kreis um den König, und verlangte, er solle antworten, sonst würde er ihn nicht aus dem Kreise lassen. Man bemerke den Uebermuth und die befehlshaberische Weise, womit der Französische Gesandte sich bei den Genfer Angelegenheiten betrug; man werfe den Blick auf den Aufsatz, den Herr von Fenelon wegen der Jülichschen Erbfolge den Generalstaaten übergeben hat *); man erinnere sich der kindischen Streitigkeiten zwischen diesem und dem Englischen Gesandten **), wegen eines eben so sonderbaren

*) Am Ende des Vertrags.

**) Dieser Streit hatte folgende Veranlassung. Auf einem Feste, welches die Generalstaaten gaben, war der Fran=

als neuen Vorrangs; und man wird leicht in so vielen ähnlichen Zügen eben so ehrsüchtige Absichten bei diesen Neueren, als bei jenen Alten, und weitaussehende Plane bei jenen, wie bei diesen entdecken: kurz, eine genaue Uebereinstimmung zwischen dem Betragen des Französischen Hofes und dem Betragen des Königs Philipp von Macedonien, wie zwischen Frankreich und der Römischen Republik.

Es ist nach dem, was man so eben gesehen hat, leicht zu bemerken, daß der Staatskörper von Europa in einem unnatürlichen Zustande ist: er ist wie aus seinem Gleichgewichte gehoben, und in einer Lage, wo er nicht lange bleiben kann, ohne der größesten Gefahr ausgesetzt zu sein. Es ist damit, wie mit dem menschlichen Körper, der nur durch eine gleiche Mischung der Säure und des Alkali besteht; sobald eine von beiden Materien das Uebergewicht bekommt, so leidet der Körper, und die Gesundheit wird erschüttert. Wird diese Materie noch häufiger, so kann sie die gänzliche Zerstörung der Maschine bewirken. Auf gleiche Weise leidet die Verfassung des ganzen Europäischen Staatskörpers, sobald die Politik und Klugheit der Eu-

zösische und Englische Gesandte gegenwärtig. Der Englische brachte die Gesundheit auf das Wohl des Kaisers oder der Generalstaaten aus. Herr von Fenelon behauptete, es käme ihm zu, diese Gesundheit auszubringen. Die Sache ging sehr weit. Man nennt diesen Streit den Schenktischkrieg. Diese Geschichte ist allgemein bekannt.

ropäischen Fürsten die Aufrechthaltung des gehörigen Gleichgewichts der herrschenden Mächte aus den Augen verliert. Von der einen Seite tritt Gewaltthätigkeit, von der andern Schwäche ein; hier die Begierde, alles zu verschlingen, dort die Unmöglichkeit, es zu verhindern; der Mächtigste schreibt Gesetze vor, der Schwächste ist gezwungen, sie zu unterschreiben; kurz, alles stimmt zusammen, die Unordnung und Verwirrung zu vermehren: der Stärkste tritt, wie ein angeschwollener Fluß, über die Ufer, reißt alles mit sich fort, und setzt diesen unglücklichen Staatskörper den erschrecklichsten Umwälzungen aus.

Dies sind in wenigen Worten die Betrachtungen, die mir der gegenwärtige Zustand Europens an die Hand gegeben hat. Sollte irgend eine Macht finden, daß ich mich mit zu großer Freiheit erklärt habe; so muß sie sich erinnern, daß die Frucht immer einen Geschmack von dem Boden behält, worauf sie gewachsen ist: und daß ich, der ich in einem freien Lande geboren bin, mit einer edlen Freimüthigkeit reden darf, und mit einer Aufrichtigkeit, die keiner Verstellung fähig ist, die man in dem größesten Theile der Welt nicht kennt, und die vielleicht ein Verbrechen in den Ohren derer ist, welche in der Knechtschaft geboren und in der Sklaverei erzogen sind.

Nachdem ich das Verhalten der Staatsmänner in Europa geprüft, das System der Höfe, so weit meine Einsichten reichen, entwickelt, und die gefährlichen Folgen von der Ehrsucht einiger Für-

sten aufgedeckt habe: so wage ichs, die Sonde noch tiefer in die Wunde des Staatskörpers zu führen; ich werde das Uebel bis auf die Wurzel verfolgen, und mich bemühen, die verstecktesten Ursachen desselben zu entdecken. Wenn meine Reflexionen so glücklich sind, das Ohr einiger Fürsten zu erreichen, so werden dieselben Wahrheiten darin finden, welche sie nie aus dem Munde ihrer Höflinge und ihrer Schmeichler gehört haben würden; vielleicht erstaunen sie sogar, daß diese Wahrheiten ihren Platz neben ihnen auf dem Throne einnehmen. Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die höchst vergiftete Quelle von dem Unglück Europens sind. Sehet hier den Irrthum der meisten Fürsten! Sie glauben, Gott habe, bloß aus ganz besonderer Sorgfalt für ihre Größe, für ihr Glück und ihren Stolz, diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, und ihre Unterthanen seien bloß zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsatz, von welchem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders, als bis ins unendliche fehlerhaft sein: und daher dieser unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher diese brennende Begierde, alles an sich zu reißen, daher die Härte der Auflagen, womit das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, daher ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei, und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen! Wenn die Fürsten sich von diesen irrigen Ideen losmachten, wenn sie

bis zu dem Zwecke ihrer Einsetzung hinaufsteigen wollten; so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker sei, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, sich keineswegs zu Sklaven eines Einzelnen hingegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spiele seiner Einfälle zu sein; sondern daß sie aus ihrer Mitte denjenigen ausgewählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu regieren, für den Gütigsten, um ihnen ein Vater zu sein, für den Menschlichsten, um Mitleid bei ihrem Unglück zu fühlen und ihnen beizustehn, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen, für den Weisesten, damit er sie nicht ohne Grund in verheerende und verderbliche Kriege verflechte: mit einem Worte, für den Mann, der am fähigsten wäre, den ganzen Staatskörper vorzustellen, und bei welchem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit, und nicht zu einem Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyrannei zu gründen, dienen würde.

Stünde so dieser Grundsatz fest, so würden die Fürsten immer die beiden Klippen vermeiden, welche zu allen Zeiten den Untergang der Reiche und die Verheerung der Welt verursacht haben: nemlich die ungemeßne Ehrsucht und die schimpfliche Vernachläßigung der Geschäfte. Anstatt unaufhörlich Plane zu Eroberungen zu machen, würden diese

Götter der Erde sich alle Mühe geben, das Glück ihres Volks zu sichern, sie würden allen ihren Fleiß anwenden, den Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen, und ihre Regierung sanft und zur Wohlfahrt der Menschen zu führen; ihre edlen Thaten müßten es wünschenswerth machen, als ihr Unterthan geboren zu sein; es müßte unter ihnen eine großmüthige Nacheiferung herrschen, es einander in Güte und Milde zuvorzuthun. Mögen sie inne werden, daß der wahre Ruhm eines Fürsten nicht in der Unterdrückung seiner Nachbarn bestehe, nicht in der Vermehrung der Anzahl seiner Sklaven; sondern in der Erfüllung der Pflichten ihres Amtes, und in der Beeiferung, den Absichten derer zu entsprechen, die sie mit ihrer Macht bekleidet haben, und von denen ihnen die höchste Gewalt übertragen ist.

Diese Monarchen sollten bedenken, daß die Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde Laster sind, die man an einem Privatmann mit Strenge ahndet, und die man immer an einem Fürsten verabscheut.

Von einer andern Seite, wenn die Fürsten immer ihre Pflicht vor Augen hätten, ihre Obliegenheiten nicht, als Beschäftigungen, welche ihrer Größe unwürdig sind, vernachläßigten; so würden sie nicht das Wohl ihrer Völker blindlings der Sorge eines Ministers anvertrauen, der bestochen werden kann, dem es vielleicht an Talenten fehlt, und dem fast nie das allgemeine Beste so am Herzen liegt, als dem Herrn. Die Fürsten würden selbst über die Schritte ihrer Nachbarn wachen;

sie würden die äußerste Sorgfalt anwenden, in die Plane derselben einzudringen und ihren Unternehmungen zuvor zu kommen: sie würden sich durch gute Bündnisse gegen die Politik jener unruhigen Geister in Sicherheit setzen, die nicht aufhören, um sich zu greifen, und die, gleich dem Krebse, an allem nagen und alles verzehren, was sie berühren. Die Klugheit würde die Bande der Freundschaft und die Bündnisse, welche dergleichen Fürsten schlössen, enger zusammen ziehen: die Weisheit würde ihre Rathgeberinn sein, und die Plane ihrer Feinde in der Geburt ersticken: sie würden ein thätiges Leben, welches beständig die Wohlfahrt des Ganzen zum Zweck hätte, dem trägen und wollüstigen Hofleben vorziehn.

Mit einem Worte: es ist ein Schimpf und eine Schande, seine Staaten zu Grunde zu richten; und es ist eine frevelhafte Ungerechtigkeit und Raubsucht, Länder an sich zu bringen, auf die man keinen gerechtsamen Anspruch hat.

Versuch

über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten.

Brief von der eigenen Hand des Königs, womit Er 1781 sein kleines Buch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten dem Staatsminister von Herzberg übersandte.

Ich vertraue Ihnen hier einige Betrachtungen über die Regierung an; sie sind in meinem Hause gedruckt worden; sie sind nicht für das Publikum geschrieben, und werden in Ihren Händen bleiben. Ich bin u. s. w.

Friedrich.

Antwort des Staatsministers von Herzberg an den König.

Eure Majestät haben meiner ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit einen höchst schätzbaren Beweis von Allerhöchstderoselben Huld gegeben, indem Sie mir die Betrachtungen über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten anvertraut haben. Dies vortrefliche Büchlein wird nicht aus meinen Händen kommen, wie Ew. Majestät mir zu befehlen geruhen, ungeachtet es das Handbuch aller Regenten zu sein verdient, und es unausbleiblich einst sein wird. Sie würden darin ein Ideal finden, welches zu erreichen ihnen schwer scheinen wird, wovon aber Ew. Majestät dennoch, ohne alle Ausnahme, ein Beispiel gegeben haben. Allerhöchstdiesel-

ben haben zugleich durch Ihre Regierung einen entscheidenden Beweis zum Vortheil der monarchischen Regierung geführt, und dies wird in Kurzem für die meisten Nationen die beliebteste Regierungsform sein, seitdem Ew. Majestät den Monarchen, Ihren Zeitgenossen, die Neigung selbst zu herrschen und in Ihren Fußstapfen der Unsterblichkeit entgegen zu gehen, eingeflößet haben.

Ich meines Theils bin jederzeit für die Monarchie entschieden gewesen, und bin sehr überzeugt, daß die Unterthanen und einzelnen Bürger in derselben mit mehr wahrem Feuer, obgleich mit geringerem Geräusche, patriotische Tugenden ausüben können, als in andern Regierungsformen. Ich werde es stets als mein größestes Glück ansehn, unter der Regierung Ew. Majestät geboren zu sein, und gelebt zu haben, und ich werde nicht aufhören, bis an den letzten Augenblick meines Daseins mit der ehrfurchtsvollsten Anhänglichkeit zu sein

Ew. Majestät

Berlin, d. 27ten Januar, 1787.

allerunterthänigster

Herzberg.

Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten.

Wenn wir bis in das entfernteste Alterthum hinauf steigen, so finden wir, daß die Völker, von denen sich Nachrichten bis auf uns erhalten haben, ein Hirtenleben führten, und in keiner gesellschaftlichen Verbindung standen: ein hinlänglicher Beweis davon ist die Geschichte der Patriarchen, wie sie das erste Buch Mosis erzählt. Vor den Zeiten des kleinen Jüdischen Volkes mußten die Aegypter ebenfalls, als einzelne zerstreute Familien in denen Gegenden leben, die von dem Nil nicht überschwemmt wurden; und unstreitig sind viele Jahrhunderte verflossen, ehe dieser Fluß so eingeschränkt wurde, daß er den Einwohnern erlaubte, sich in eine Art von Städten zusammen zu ziehn. Wir erfahren aus der griechischen Geschichte die Namen von den Stiftern der Städte, und von den Gesetzgebern, die solche zuerst in eine gesellschaftliche Verbindung vereinigten. Diese Nation hat eine lange Zeit, wie alle Bewohner unseres Erdballs, in einem Zustande der Wildheit gelebt. Wenn die Jahrbücher der Etrusker, der Samniter, der Sa-

biner u. s. w. bis auf uns gekommen wären, so würden wir gewiß daraus sehen, daß diese Völker als einzelne Familien lebten, ehe sie zusammentraten und sich verbanden. Die Gallier hatten schon eine gesellschaftliche Verfassung eingeführt, als Julius Cäsar sie überwand. Aber es scheint, daß Britannien noch nicht diesen Grad von Vollkommenheit erlangt hatte, da dieser Eroberer zuerst mit Römischen Truppen daselbst landete. Zu den Zeiten dieses großen Mannes konnte sich Deutschland nur mit den Irokesen, den Algonkinen und ähnlichen wilden Nationen vergleichen: die Einwohner lebten von der Jagd, der Fischerei, und der Milch ihrer Heerden. Ein Deutscher glaubte seine Würde zu verletzen, wenn er den Acker baute; zu diesem Geschäfte gebrauchten sie die Sklaven, die sie im Kriege gemacht hatten; auch bedeckte der Hercynische Wald beinahe ganz diesen weiten Erdstrich, der jetzt Deutschland ausmacht. Die Nation konnte nicht zahlreich sein, weil es ihr an hinlänglichen Nahrungsmitteln fehlte; und ohne Zweifel liegt hierin die wahre Ursache von den ungeheuren Auswanderungen jener Nordischen Völker, die sich auf die mittäglichen Länder stürzten, um angebauten Boden und ein milderes Klima zu suchen.

Man erstaunt, wenn man sich das menschliche Geschlecht denkt, wie es eine so lange Zeit in einem so thierischen Zustande, und ohne in Gesellschaft zu treten, fortlebt; und man forscht begierig nach der Ursache, die es haben konnte, sich zu einem Volke

zu vereinigen. Ohne Zweifel haben die Gewaltthätigkeiten und der Raub benachbarter Horden bei diesen Nomaden den Gedanken erzeugt, sich mit andern Familien zu verbinden, um ihre Besitzungen durch ihren gegenseitigen Schutz zu sichern. Daher sind die Gesetze entstanden, welche die Gesellschaften lehren, das allgemeine Beste dem Privatvortheil vorzuziehn. Von da an wagte es niemand mehr, ohne Furcht vor der Ahndung, sich fremdes Gutes zu bemächtigen; niemand wagte einen Angriff auf das Leben seines Nachbarn, man sah dessen Weib und Güter als ein Heiligthum an: und wenn die ganze Gesellschaft angegriffen wurde, mußte ein jeder hinzueilen, um sie zu schützen. Jene große Wahrheit: daß wir gegen andere handeln müssen, wie wir wollen, daß sie sich gegen uns betragen, wird der Grundsatz der Gesetze und des gesellschaftlichen Vertrags; daher entspringt die Liebe des Vaterlandes, als die Freistätte unsers Glücks. Da aber die Gesetze weder aufrecht gehalten, noch ausgeübt werden konnten, ohne daß ein Aufseher derselben sich ununterbrochen damit beschäftigt hätte; so war dies der Ursprung der Obrigkeiten, welche das Volk erwählte, und denen es sich unterwarf. Man präge es sich fest ein, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen vermochte, sich Oberherrn zu geben; denn dies ist der wahre Ursprung der Suveränität. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staats. Wenn diese so entsprungenen Gesellschaften von ihren Nachbarn etwas zu besorgen hatten, so bewaf-

nete das Oberhaupt das Volk, und eilte zur Vertheidigung der Mitbürger.

Jener allgemeine Instinkt, der die Menschen antreibt, sich das größtmögliche Glück zu verschaffen, gab Gelegenheit zur Einführung der verschiedenen Regierungsformen. Einige glaubten, sie würden glücklich sein, wenn sie sich der Führung mehrerer Weisen überließen; daher die aristokratische Regierungsform! Andere zogen die Oligarchie vor. Athen und die meisten Griechischen Republiken erwählten die Demokratie. Persien und der Orient beugte sich unter den Despotismus. Die Römer hatten eine Zeitlang Könige; aber der Gewaltthätigkeiten Tarquins müde, verwandelten sie ihre Regierungsform in eine Aristokratie. Bald auch der Härte der Patricier, die das Volk durch ihren Wucher unterdrückten, überdrüßig, verließ das Volk die Stadt und kehrte nicht eher wieder nach Rom zurück, als bis der Senat die Tribunen bestätigt hatte, die sich das Volk erwählt hatte, damit sie es gegen die Gewaltthätigkeit der Großen beschützten: seitdem hatte es beinahe die höchste Gewalt allein in Händen. Man nannte diejenigen Tyrannen, die sich eigenmächtig die Regierung anmaßten, und die bloß durch ihre Leidenschaften und ihren Eigensinn geleitet, die Gesetze und die ersten Grundsätze umstießen, welche die Gesellschaft zu ihrer Erhaltung festgestellt hatte.

So weise indessen auch die ersten Gesetzgeber und die ersten Volksstifter sein mochten, so vortrefflich auch ihre Einrichtungen waren, so hat sich den-

noch keine von jenen Regierungsformen in ihrer ursprünglichen Reinigkeit erhalten. Warum? Weil die Menschen, und folglich auch ihre Werke, unvollkommen sind; weil die Bürger durch ihre Leidenschaften getrieben, sich von ihrem Privatvortheile, der immer das allgemeine Beste umstürzt, verblenden lassen; kurz, weil es nichts dauerhaftes in dieser Welt giebt. In Aristokratien ist gewöhnlich der Mißbrauch, den die ersten Mitglieder des Staats von ihrer Gewalt machen, die Ursache von den entstehenden Revolutionen. Die Demokratie der Römer wurde von dem Volke selbst umgestürzt: der verblendete Haufe der Plebejer ließ sich durch ehrsüchtige Bürger bestechen, und diese unterjochten sie dafür und beraubten sie ihrer Freiheit. Dies ist das Schicksal, welches England zu erwarten hat, wenn das Unterhaus nicht das wahre Beste der Nation der schändlichen Bestechung vorzieht, wodurch es so herab gewürdigt wird. Was die monarchische Regierungsform betrifft, so hat es sehr verschiedene Arten derselben gegeben. Das alte Lehnssystem, welches vor einigen Jahrhunderten in Europa beinahe allgemein war, hatte seinen Ursprung von den Eroberungen der Barbaren. Der Feldherr, der eine Horde führte, machte sich zum Suveränen des eroberten Landes, und vertheilte die Provinzen unter seine vornehmsten Officiere: diese waren zwar dem Suverän unterworfen, und mußten Truppen stellen, wenn er sie forderte; da aber manche von diesen Vasallen so mächtig, als ihr Oberhaupt, wurden, so entstanden Staaten im

Staate. Dies war eine Quelle von Bürgerkriegen, deren Folge das Elend der ganzen Gesellschaft war. In Deutschland haben sich diese Vasallen unabhängig gemacht; in Frankreich, England und Spanien sind sie unterdrückt worden. Das einzige Bild von dieser abscheulichen Regierungsform ist uns noch in der Republik Polen übrig. In der Türkei ist der Regent ein Despot, er kann ungestraft die unmenschlichsten Grausamkeiten begehn; aber dafür begegnet es ihm auch oft, daß nach einem bei barbarischen Völkern gewöhnlichen Wechsel, oder vermöge einer gerechten Wiedervergeltung, die Reihe erdrosselt zu werden an ihn kommt. Was die eigentliche monarchische Regierungsform betrift, so ist sie die schlimmste oder die beste von allen, je nachdem sie verwaltet wird.

Wir haben bemerkt, daß die Bürger einem ihres Gleichen aus keinem andern Grunde den Vorrang einräumten, als weil sie wichtige Dienste von ihm erwarteten; diese Dienste sind: daß er die Gesetze aufrecht halte, die Gerechtigkeit genau handhabe, sich mit aller Macht dem Sittenverderbniß entgegensetze, und den Staat gegen seine Feinde vertheidige. Die Obrigkeit muß auf die Kultur des Bodens Acht haben, muß der Gesellschaft einen Ueberfluß von Lebensmitteln verschaffen, die Betriebsamkeit und den Handel beleben; sie ist einer immerwährenden Schildwache gleich, welche die Nachbarn und die Schritte der Feinde des Staats beobachten muß. Man fordert von ihr, daß ihre Vorhersehung und Klugheit zur rechten Zeit Bündniße schließe und die Bundesgenossen wähle, wel-

che für das Wohl des Staats die schicklichsten sind. Aus dieser kurzen Darstellung ergeben sich die einzelnen Kenntnisse, welche zu jedem der angeführten Punkte erforderlich sind. Hierzu kommt noch ein tiefes Studium der besonderen Verfassung und Lage des Landes, welches diese Obrigkeit zu regieren hat, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Genie der Nation; denn wenn der Regent aus Unwissenheit fehlt, so macht er sich eben so strafbar, als wenn er es aus Boßheit thäte: jenes ist ein Fehler der Trägheit, dieses ist Verderbniß des Herzens; aber das Uebel, welches für die Gesellschaft daraus entspringt, bleibt dasselbe.

Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art des Aufwands ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz brüste, und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die Armuth und den Elenden niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen von Müssiggängern zu halten, deren Nichtsthun und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rührt von mehreren verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben. So wird ein Fürst, der den Weibern ergeben ist, sich von Mätressen und Günstlingen regieren lassen; diese werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den Geist des Fürsten haben, sie wer-

den sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und andere Schandthaten dieser Art zu begehen. Wenn der Fürst aus Hang zum Nichtsthun die Führung des Staats gedungenen Händen, ich will sagen, seinen Ministern, überläßt: so zieht der eine zur Rechten, der andre zur Linken, niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plan, jeder Minister stürzt um was er schon eingeführt findet, so gut die Sache auch sein möge, um ein Schöpfer von etwas Neuem zu werden, und um seine Phantasien, oft zum Nachtheil des allgemeinen Besten, durchzusetzen: andere Minister, die an die Stelle von diesen kommen, eilen so sehr als möglich, um auch ihrer Seits die gemachten Einrichtungen, eben so unüberlegt, wie ihre Vorfahren, niederzureißen, zufrieden, wenn sie nur für Erfinder gehalten werden. So verstattet diese beständige Reihe von Veränderungen und von Wechsel jenen Entwürfen niemals Zeit, Wurzel zu schlagen. Daher entstehn Verwirrung, Unordnung und alle Fehler einer schlechten Regierung. Die Treulosen haben stets eine Entschuldigung in Bereitschaft: sie bedecken ihre Schändlichkeiten mit diesen beständigen Veränderungen, und da dergleichen Minister sich damit beruhigen, daß niemand ihr Verfahren untersucht, so hüten sie sich wol ein Beispiel einer strengen Untersuchung bei ihren Untergebenen zu zeigen. Die Menschen hängen sich an das, was ihnen gehört: der Staat gehört diesen Ministern nicht: daher liegt ihnen sein Bestes nicht

wahrhaftig am Herzen; alles wird nachläßig, und mit einer Art von stoischer Kaltblütigkeit betrieben: woher der Verfall der Rechtspflege, der Finanzen und des Kriegsstandes entspringt. Statt einer Monarchie artet eine solche Regierung in eine wahre Aristokratie aus, wo die Minister und die Generale ihre Geschäfte nach ihren Einfällen bearbeiten; am Ende weiß niemand mehr, was ein allgemeines System sei, jeder folgt seinen eigenen Ideen; und der Brennpunkt, der Begriff der Einheit, geht verloren. Wie alle Räder einer Uhr zu einem einzigen Zwecke zusammenwirken, nemlich die Zeit abzumessen; so sollte das ganze Triebwerk einer Staatsverwaltung ebenfalls dahin abzwecken, daß alle verschiedenen Zweige der Regierung gleichförmig zum Wohl des Staates beitrügen: denn dies ist der wichtige Gegenstand, den man nie aus den Augen verlieren muß. Ist dies nicht, so macht das persönliche Interesse der Minister und Generale gewöhnlich, daß sie sich einander überall entgegen arbeiten, und daß sie bisweilen die Ausführung der nützlichsten Dinge verhindern, weil sie selbst sie nicht in Vorschlag gebracht haben. Aber das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem Interesse seiner Unterthanen verschieden sei; dann wird der Suverän der Feind seines Volks, ohne zu wissen warum, er wird aus Mißverstand hart, strenge, unmenschlich; denn da die Grundsätze, von denen er ausgeht, falsch sind, so müssen es nothwendig auch die Folgen sein. Der

Regent ist durch unauflösliche Bande mit dem Staatskörper verbunden; er fühlt also durch eine unausbleibliche Rückwirkung alle Uebel, welche seine Unterthanen treffen; und die Gesellschaft leidet ebenfalls durch jedes Unglück, welches dem Regenten zustößt. Es giebt nur ein einziges Gut, welches das Wohl des ganzen Staates ist. Wenn der Fürst Provinzen verliert, so ist er nicht mehr im Stande, wie sonst, seinen Unterthanen beizustehn: wenn Unfälle ihn genöthigt haben, Schulden zu machen, so müssen die armen Unterthanen sie bezahlen; und dagegen, wenn das Volk nicht zahlreich ist, wenn es in Elend versinkt, so ist der Regent aller Hülfsquellen beraubt. Dies sind so unstreitige Wahrheiten, daß ich nicht nöthig habe, mich länger dabei aufzuhalten.

Ich wiederhole daher: der Regent stellt den Staat vor; er und seine Völker bilden einen Körper, der nicht glücklich sein kann, als sofern beide durch Eintracht verbunden werden. Der Fürst ist für den Staat, den er beherrscht, was das Haupt für den Körper ist: er muß für das Ganze sehen, denken und handeln, um diesem alle Vortheile zu verschaffen, deren es empfänglich ist. Wenn man will, daß die monarchische Regierungsform den Vorzug vor der republikanischen behaupte, so ist dem Suverän sein Urtheil gesprochen: er muß thätig und gerecht sein, muß alle seine Kraft aufbieten, den Standpunkt auszufüllen, auf welchen er gesetzt ist. Hier sind die Begriffe, die ich mir von seinen Pflichten mache.

Er muß sich eine genaue und ausführliche Kenntniß von der Stärke und Schwäche seines Landes verschaffen, sowohl in Rücksicht auf das baare Vermögen, als auf die Bevölkerung, die Finanzen, den Handel, die Gesetze und das Genie des Volks, welches er beherrschen soll. Wenn die Gesetze gut sein sollen, so müssen sie deutlich ausgedrückt sein, damit die Schikane sie nicht nach Gefallen drehen, den Geist derselben verkehren und über die Güter des Bürgers willkürlich und ohne Regeln entscheiden könne: der Gang der Geschäfte muß so kurz als möglich sein, um dem Untergange der Kläger vorzubeugen, die sonst auf unnütze Kosten das verwenden müssen, was ihnen von Rechtswegen gebührt. Auf diesen Zweig der Regierung kann nicht Aufmerksamkeit genug verwandt werden, um der Habsucht der Richter und dem grenzenlosen Eigennutz der Advokaten alle möglichen Schranken zu setzen. Um einen jeden zu seinen Pflichten anzuhalten müssen in den Provinzen von Zeit zu Zeit Visitationen veranstaltet werden, wo jeder, der seine Rechte gekränkt glaubt, sich bei der Commission beklagen darf; und die Schuldigbefundenen müssen strenge gezüchtigt werden. Es ist vielleicht unnöthig, hinzu zu setzen, daß die Strafen niemals das Verbrechen übersteigen müssen, daß niemals Gewaltthätigkeit die Stelle der Gesetze vertreten dürfe, und daß ein Regent lieber zu nachsichtsvoll als zu hart sein müsse. Da jeder Privatmann, der nicht nach Grundsätzen handelt, mit sich selbst in Widerspruch geräth, um desto mehr ist daran gelegen,

daß die Obrigkeit, die über das Wohl des Volks wacht, nach einem beständigen System in der Staatsklugheit, im Kriege, in den Finanzen, in der Handlung und in den Gesetzen verfahre. Ein sanftes Volk z. E. muß keine harte, sondern seinen Charakter angemessene, Gesetze haben. Die Grundlage dieser Systeme muß sich immer auf das höchste Wohl des Staats beziehn, die Grundsätze müssen der Lage des Landes, den alten Gebräuchen (wenn sie gut sind,) und dem Geiste der Nation angepaßt werden. In der Staatskunst z. E. ist es eine bekannte Sache, daß die natürlichsten, folglich auch die besten Bundesgenossen die sind, die ein gemeinschaftliches Interesse haben, und die nicht so nahe Nachbarn sind, daß ihr gegenseitiger Vortheil in Streit gerathen müßte. Bisweilen geben seltsame Vorfälle Veranlassung zu außerordentlichen Verbindungen. Wir haben in unsern Tagen Völker, die von jeher Nebenbuhler und sogar Feinde waren, einer gemeinschaftlichen Fahne folgen sehen; aber dies sind seltene Fälle, welche nie zum Muster dienen werden. Diese Arten von Verbindungen können nicht anders als vorübergehend sein, anstatt jene, die durch ein gegenseitiges Interesse gestiftet werden, allein dauerhaft sein können. In der Lage, worin sich jetzt Europa befindet, wo alle Fürsten bewaffnet sind, wo sich überlegene Mächte erheben, welche die Schwächeren verschlingen können, erfordert die Klugheit, sich mit andern Mächten zu verbünden, um sich im Fall eines Angriffs beizustehn, oder um die gefährlichen Anschläge der Fein-

de zu hintertreiben, oder um mit Hülfe seiner Bundesgenossen seine gerechten Ansprüche gegen diejenigen zu vertheidigen, welche sich denselben entgegen setzen möchten. Aber dies ist nicht genug: man muß bei seinen Nachbarn, besonders bei seinen Feinden offene Augen und Ohren haben, welche einen treuen Bericht von allem abstatten, was sie gesehn und gehört haben. Die Menschen sind boshaft; man muß sich vor allen Dingen hüten, überrascht zu werden, denn jede Ueberraschung erschreckt und setzt uns außer Fassung, welches niemals der Fall sein wird, wenn man vorbereitet ist, der Vorfall, den man erwartet, mag noch so widrig sein. Die Europäische Staatskunst ist so trüglich, daß der Allervorsichtigste hintergangen werden kann, wenn er nicht beständig wachsam und auf seiner Huth ist.

Das System des Kriegsstaats muß ebenfalls auf richtigen Grundsätzen beruhen, welche sicher und durch die Erfahrung bestätigt sind. Man muß den Geist der Nation kennen, und muß wissen, wozu sie fähig ist, und wie weit man sich in Unternehmungen wagen kann, wenn man sie gegen den Feind führt. In unsern Zeiten dürfen wir die Gebräuche der Römer und Griechen im Kriege nicht mehr anwenden. Die Erfindung des Schießpulvers hat die ganze Gestalt des Kriegs verändert. Jetzt entscheidet allein die Ueberlegenheit des Feuers den Sieg. Die Uebungen, die Verfassung der Soldaten und die Taktik sind umgeschmolzen worden, um sie diesem Gebrauche anzupassen, und in

den neusten Zeiten werden wir durch die außerordentlich zahlreiche Artillerie, welche die Heere so sehr beschwert, genöthigt, diese Mode gleichfalls anzunehmen, sowohl um uns in unsern Posten zu behaupten, als den Feind in den seinigen anzugreifen, sobald wichtige Ursachen es erfordern. So viele neue Erfindungen haben die Kriegskunst so verändert, daß es heut zu Tage eine unverzeihliche Unbedachtsamkeit sein würde, wenn ein Feldherr, um einem Turenne, einem Condé, einem Luxemburg nachzuahmen, eine Schlacht mit eben der Anordnung wagen wollte, welche jene großen *Generale* zu ihrer Zeit machten. Damals wurde der Sieg durch Muth und durch Macht erfochten; jetzt entscheidet das grobe Geschütz alles, und die Geschicklichkeit des Feldherrn besteht darin, daß er seine Truppen in die Nähe des Feindes bringt, ohne daß sie zu Grunde gerichtet werden, ehe sie zum Angriff kommen. Um sich diesen Vortheil zu verschaffen, muß er das feindliche Feuer durch die Ueberlegenheit des seinigen zum Schweigen bringen. Aber was ewig in der Kriegskunst seinen Werth behalten wird, ist die Castrometrie, oder die Kunst den Boden am besten zu seinem Vortheil zu benutzen. Werden noch neue Entdeckungen gemacht, so wird es alsdann nothwendig sein, daß die Feldherrn sich in diese Neurungen schicken, und in der jetzigen Taktik, was der Veränderung bedarf, gehörig umschaffen. Es giebt Staaten, die vermöge ihrer Lage und Verfassung Seemächte sein müssen, dergleichen ist England, Holland, Frankreich, Spanien, Dänemark.

Diese sind von der See umgeben, und die entfernten Kolonien, welche sie besitzen, nöthigen sie, Schiffe zu haben, um den Zusammenhang und den Handel zwischen dem Mutterlande und jenen abgesonderten Gliedern zu unterhalten. Es giebt andere Staaten, wie Oestreich, Polen, Preußen, und selbst Rußland, wovon einige eine Flotte entbehren können, und die übrigen einen unverzeihlichen Staatsfehler begehen würden, wenn sie ihre Macht theilten, und Truppen in die See gehen ließen, die sie höchst nöthig auf dem Lande gebrauchen. Die Menge von Soldaten, welche ein Staat unterhält, muß mit den Truppen seiner Feinde im Verhältniß stehen; er muß eben so stark sein, oder der schwächste wird unterdrückt. Man wird vielleicht einwenden, daß der Fürst auf den Beistand seiner Bundesgenossen rechnen müsse. Dies wäre gut, wenn die Bundesgenossen wären, was sie sein sollten; aber aller ihr Eifer ist Lauigkeit, und man betrügt sich gewiß, wenn man sich auf andre, als auf sich selbst, verläßt. Wenn die Lage der Gränzen es erlaubt, durch Festungen beschützt zu werden, so muß man nichts vernachläßigen, solche anzulegen, und nichts sparen, ihnen so viel Vollkommenheit als möglich zu geben. Frankreich hat davon ein Beispiel gegeben, und es hat bei verschiedenen Gelegenheiten erfahren, wie vortheilhaft dies sei.

Indessen kann weder die Staatskunst, noch der Kriegsstand zum Nutzen des Ganzen wirken, wenn die Finanzen nicht in der allergrößten Ordnung ge-

halten werden, und wenn der Fürst selbst nicht haushälterisch und weise ist. Das Geld ist wie der Stab der Zauberer, vermittelst dessen sie Wunder thaten. Die großen politischen Aussichten, die Erhaltung des Soldatenstandes, die besten Absichten, dem Volke Erleichterung zu verschaffen; alles erstarrt, wenn es nicht vom Gelde belebt wird. Die Haushaltung des Regenten ist für das Publikum um so wichtiger, weil, wenn er nicht Geld genug im Vorrath hat, um die Kriegskosten zu bestreiten, ohne außerordentliche Auflagen zu machen, oder um den Bürgern bei allgemeinen Unglücksfällen beizuspringen, alle diese Lasten auf die Unterthanen fallen, welche dann zur Zeit des Unglücks, wo sie des Beistandes so nöthig bedürfen, ohne alle Hülfe sind. Keine Regierungsform, sie mag republikanisch oder monarchisch sein, kann ohne Auflagen bestehen; alle bedürfen sie derselben in gleichem Maaße. Die Obrigkeit, die mit allen öffentlichen Geschäften belastet ist, muß doch zu leben haben; die Richter müssen bezahlt werden, damit sie nicht Unterschleife machen; die Soldaten müssen Unterhalt bekommen, damit sie nicht Gewaltthätigkeiten verüben, um ihr Leben zu erhalten; so müssen auch die Personen, welche der Führung des Finanzwesens vorgesetzt sind, gut genug besoldet werden, damit die Noth sie nicht reize, das Vermögen des Staats ungetreu zu verwalten. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern beträchtliche Summen, und dazu muß man noch etwas rechnen, das jährlich für außerordentliche Fälle zur Seite gelegt wird. Dies alles muß

indessen nothwendig von dem Volke erhoben werden; und die große Kunst besteht darin, es zu erheben, ohne die Bürger zu drücken. Damit die Auflagen gleich vertheilt und nicht willkührlich werden, macht man Steuerregister, welche nur mit Genauigkeit klassificirt sein dürfen, um die Lasten dem Vermögen der Einzelnen anzumessen: dies ist so nothwendig, daß es ein unverzeihlicher Fehler in den Finanzen sein würde, wenn die schlechte Vertheilung der Abgaben den Ackerbauer von seiner Landarbeit abschreckte; dieser muß vielmehr, nach Bestreitung seiner Lasten, noch mit seiner Familie in gewissem Wohlstande leben können. Weit entfernt, die Pflegeväter des Staates zu unterdrücken, muß man sie zum Ackerbau ermuntern; darin besteht der wahre Reichthum eines Landes. Der Boden liefert die allernothwendigsten Lebensmittel, und die, welche den Boden bearbeiten, sind, wie ich schon gesagt habe, die wahren Pflegeväter der Gesellschaft. Man wird mir vielleicht einwenden, daß Holland sich erhält, ungeachtet der Boden dort nicht den zehnten Theil des Bedürfnisses trägt. Ich antworte: dies ist ein kleiner Staat, wo der Handel den Ackerbau ersetzt; je weitläuftiger aber ein Reich ist, desto nothwendiger ists, den Ackerbau in demselben zu beleben. Eine andere Art von Auflagen, die man von den Städten erhebt, ist die Accise; diese muß von geschickten Händen eingerichtet werden, um nicht die unentbehrlichsten Lebensmittel, wie das Brot, Speisebier, Fleisch u. s. w. zu beschweren, welches dem Soldaten, dem Handwer-

ker und dem Künstler zur Last fallen würde. Die Folge davon würde zum Schaden des Volks sein, daß die Handarbeiten kostbar und also die Waaren so vertheuert würden, daß man den auswärtigen Absatz verlöre. Dies ist jetzt in Holland und England der Fall. Diese beiden Nationen hatten in den letzten Kriegen unermeßliche Schulden gemacht, und sahen sich genöthigt, neue Auflagen zu ersinnen, um dieselben allmählig abzuzahlen; da sie aber so ungeschickt gewesen sind, die Handarbeiter zu belasten, so haben sie ihre Manufakturen beinahe zu Grunde gerichtet. Dadurch ist die Theurung in Holland so gestiegen, daß diese Republikaner ihre Tücher in Verviers und Lüttich machen lassen; und England hat einen beträchtlichen Theil von dem Absatze seiner wollenen Waaren in Deutschland verloren. Um diesem Mißbrauche zu begegnen, muß der Regent sich oft des Zustandes der armen Volksklasse erinnern, sich an die Stelle eines Landmanns oder eines Handwerkers setzen, und dann zu sich selbst sagen: wenn ich in dieser Klasse von Bürgern geboren wäre, deren Hände ihr ganzes Kapital sind, was würde ich von dem Regenten verlangen? Was dann die gesunde Vernunft ihm antwortet, das muß er thun, wenn er seine Pflicht erfüllen will. Es giebt in den meisten Staaten Europens Provinzen, wo die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind: dies ist unter allen Zuständen unstreitig der unglücklichste, und der, wogegen sich die Menschlichkeit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sklave von seines Gleichen zu sein:

man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch, und man glaubt, es sei nichts als der gute Wille nöthig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen; aber die Sache verhält sich anders: es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigenthümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird, jenem Vertrage gemäß, durch die Dienste der Bauern bestritten; wollte man also jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen, so würde die ganze Landwirthschaft einen tödlichen Streich leiden, und man müßte zum Theil den Adel für den Verlust, den er an seinen Einkünften litte, entschädigen.

Hiernächst kommen die Manufakturen und der Handel, als Gegenstände von nicht geringerer Wichtigkeit, in Betrachtung. Damit sich ein Land in einem blühenden Zustande erhalte, ist es von der höchsten Nothwendigkeit, daß sein Handel ihm vortheilhaft sei. Wenn es für die eingeführten Waaren mehr bezahlt, als es bei der Ausfuhr gewinnt, so muß es nothwendig von Jahr zu Jahr ärmer werden. Man stelle sich einen Beutel vor, in welchem hundert Dukaten sind, man nehme täglich nur einen heraus und thue nichts wieder hinein, so leidet es keinen Zweifel, daß der Beutel nach hundert Tagen leer sein werde. Die Mittel, diesem Verluste vorzubeugen, sind: daß man alle rohe Materialien, die man besitzt, verarbeiten lasse, daß man eben dies mit ausländischen Materialien thue, um das Arbeitslohn daran zu gewinnen, und überhaupt wohlfeil arbeite, um auswärts Absatz zu bekommen.

Was den Handel betrift, so hat derselbe folgende drei Gegenstände: den Ueberfluß unserer eigenen Bedürfnisse, den wir ausführen; den Ueberfluß unserer Nachbarn, womit wir uns bereichern, indem wir ihn verkaufen; und die fremden Waaren, deren wir benöthigt sind, und die wir einführen. Der Handel eines Staates muß sich nach den oben angeführten Produkten richten, und daraus ergiebt sich, von welcher Art er, nach der Natur der Sachen, sein müsse. England, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal haben Besitzungen in beiden Indien, und zugleich weit ausgebreitetere Mittel, ihre Handlungsschifffahrt empor zu bringen, als die übrigen Reiche: die Klugheit befiehlt, die Vortheile zu benutzen, welche man besitzt, und nicht mehr zu unternehmen, als wozu man Kräfte hat.

Noch muß ich von den besten Mitteln reden, wodurch man sich eines Ueberflusses von Lebensmitteln versichern kann, dessen die Gesellschaft zu einem blühenden Zustande unumgänglich bedarf. Das erste ist, für eine gute Kultur des Bodens zu sorgen; alle Gegenden, die eines Ertrags fähig sind, urbar zu machen; die Viehzucht zu vermehren, um desto mehr Milch, Butter, Käse und Dünger zu gewinnen; sodann genaue Nachweisung zu bekommen, wie viel das Land an verschiedenen Getreidearten in guten, mittelmäßigen und schlechten Jahren getragen, davon den eigenen Bedarf abzuziehn, und daraus den Ueberfluß abzunehmen, dessen Ausfuhr man erlauben kann, oder den Mangel der Bedürfnisse zu ersehen, die man herbei zu schaffen hat. Jeder

Regent, dem das Wohl des Staats am Herzen liegt, ist verbunden, sich mit reichlich versehenen Magazinen zu versorgen, um mißrathene Erndten zu ersetzen, und der Hungersnoth vorzubeugen. Wir haben in Deutschland in den unfruchtbaren Jahren 1771 und 1772 das Unglück gesehen, welches Sachsen und die Provinzen im Reiche erlitten haben, weil man diese höchst nöthige Vorsicht vernachläßigt hatte. Das Volk zerrieb die Rinde der Bäume, um sich davon zu nähren: diese elende Kost beschleunigte den Tod; eine Menge von Familien kam ohne Hülfe um; es ward eine allgemeine Verwüstung; viele haben bleich, entkräftet und abgezehrt ihr Vaterland verlassen, um anderwärts Hülfe zu suchen; ihr Anblick erregte Mitleid, ein Herz von Stahl würde dadurch gerührt worden seyn. Welche Vorwürfe mußten sich nicht ihre Obrigkeiten machen, daß sie Zuschauer dieses Jammers waren, ohne ihm abhelfen zu können!

Wir kommen jetzt auf einen andern, vielleicht eben so interessanten Punkt. Es giebt wenige Länder, wo die Einwohner einerlei Meinungen in Ansehung der Religion hätten; oft sind dieselben gänzlich verschieden; es giebt so genannte Sekten, und so entsteht die Frage, ob nothwendig alle Bürger einstimmig denken müssen, oder ob man einem jeden erlauben könne, nach seiner Weise zu denken. Finstre Staatsmänner werden ohne Umstände sagen: es muß überall nur einerlei Meinung herrschen, damit die Bürger durch nichts getrennt werden; der Theologe setzt hinzu: wer nicht denkt, wie ich, der

ist verdammt, und es schickt sich nicht, daß mein Regent ein König der Verdammten sei; man muß sie also in dieser Welt hinrichten, damit sie desto seliger in der zukünftigen werden. Hierauf antwortet man, daß niemals eine Gesellschaft einstimmig denken werde, daß unter den christlichen Nationen die meisten Anthropomorphiten sind: bei den Katholiken ist der gemeine Haufe abgöttisch, denn niemals wird man mich überreden, daß der Bauer einen Unterschied zwischen göttlicher und kirchlicher Verehrung (Latria und Dulia) machen könne; er betet also unausbleiblich das Bild an, zu dem er betet. Es giebt also eine Menge von Kätzern unter allen christlichen Sekten; überdies glaubt ein jeder, was ihm am wahrscheinlichsten ist. Mann kann einen armen Unglücklichen mit Gewalt zwingen, ein gewisses Formular herzusagen, dem er seinen innern Beifall versagt; aber was gewinnt der Verfolger damit? Wenn man indessen bis zu dem Ursprunge der Gesellschaft hinauf steigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger habe. Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden, und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von

die Achtung für unsre Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung Statt finden kann; und diese Toleranz ist selbst so vortheilhaft für die Gesellschaften, wo sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staats macht. Sobald jede Art Gott zu verehren frei ist, herrscht überall Ruhe, anstatt daß die Verfolgung die Quelle der blutigsten, langwierigsten und verheerendsten Bürgerkriege gewesen ist. Das kleinste Uebel, welches die Verfolgung nach sich zieht, ist die Auswanderung der Verfolgten: Frankreich hat Provinzen, deren Bevölkerung bloß hierdurch gelitten, und die noch jetzt den Wiederruf des Edikts von Nantes empfinden.

Dies sind im Allgemeinen die Pflichten, die ein Fürst zu erfüllen hat. Damit er sie nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Finanzier, der erste Minister der Gesellschaft ist, so soll er dies alles nicht bloß vorstellen, sondern alle damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts, als der erste Diener des Staats, und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit, und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte. So ist er strafwürdig, wenn er das Geld seines Volks, welches durch die Auflagen einkommt, in Aufwand, in Pomp und zu Ausschweifungen verschwendet; er, der auf die guten Sitten wachen soll, welche die

Aufseherinnen der Gesetze sind, er, der die Nationalerziehung vervollkommnen, und nicht sie durch böse Exempel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist einer von den wichtigsten Gegenständen. Der Regent kann dazu sehr viel beitragen, wenn er die Bürger, welche tugendhafte Handlungen gethan haben, vorzieht und belohnt, und dagegen denen seine Verachtung beweiset, deren Verkehrtheit nicht mehr über ihre Ausschweifungen erröthet. Der Fürst muß laut alle schändliche Thaten mißbilligen, und denen, die unverbesserlich sind, Vorzüge versagen. Noch ist es eine Sache von Wichtigkeit, die man nicht aus den Augen verlieren darf, und die den guten Sitten, wenn man nicht darauf achtete, einen unersetzlichen Nachtheil verursachen würde: nemlich wenn der Fürst allzusehr Personen vorzieht, die, ohne Verdienst zu besitzen, große Reichthümer haben. Diese am unrechten Orte verschwendeten Ehrenerweisungen bestätigen das Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß man nur Vermögen besitzen dürfe, um geachtet zu werden. Und dann werfen sogleich der Eigennutz und die Habsucht den Zügel ab, der sie sonst zurück hielt; jeder will nur Reichthümer häufen; man bedient sich der allerungerechtesten Mittel, um sie zu erlangen; das Sittenverderbniß gewinnt Feld, es schlägt Wurzel und wird allgemein; Leute von Talenten und von Verdienst werden verachtet, und das Publikum ehrt niemanden, als die Midasenkel, durch deren großen Aufwand und Pracht es verblendet wird. Um zu verhindern,

daß die Nationalsitten nicht bis zu diesem abscheulichen Grade verderbt werden, muß der Fürst unaufhörlich aufmerksam sein, daß er nur das persönliche Verdienst auszeichne und dem Reichthume ohne Sitten und Tugend nichts als Verachtung beweise. Da übrigens der Regent eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volks ist: so muß er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, bei den Waisen Vaterstelle vertreten, den Wittwen beistehn, theilnehmendes Gefühl für den niedrigsten Armen, wie für den ersten Hofmann haben, und freigebig gegen diejenigen sein, die, von aller Hülfe entblößt, keine Unterstützung, als bei seiner Wohlthätigkeit, zu finden wissen.

Dies ist, nach den Grundsätzen, die wir am Anfange dieses Versuchs festgestellt haben, die richtige Vorstellung, die man sich von den Pflichten eines Regenten, und von der einzigen Art, die monarchische Regierungsform gut und wohlthätig zu machen, bilden muß. Wenn viele Fürsten sich anders verhalten, so muß man es daraus erklären, daß sie über ihre Einsetzung und über die Pflichten, welche daraus fließen, wenig nachgedacht haben. Sie haben eine Last auf sich genommen, deren Gewicht und Werth sie verkennen, sie haben sich aus Mangel der Einsicht vom rechten Wege verirrt. Denn in unsern Zeiten veranlaßt die Unwissenheit weit mehr Vergehungen als die Bosheit. Diese Schilderung eines Regenten wird vielleicht den Tadlern ein Ideal der Stoiker, und ihr erdichtetes Bild des Weisen zu

sein scheinen, welches nie vorhanden war, und dem sich der einzige Mark-Aurel am meisten näherte. Ich wünschte, daß dieser schwache Versuch Mark-Aurele bilden möchte; dies wäre die schönste Belohnung, die ich mir versprechen dürfte, und die zugleich das Glück der Menschheit befördern würde. Ich muß indessen hinzusetzen, daß ein Fürst, der die mühsame Laufbahn, die ich vorgezeichnet habe, betreten wollte, nicht die gänzliche Vollkommenheit erreichen würde; weil er, bei allem nur möglichen guten Willen, sich in der Wahl derer irren könnte, deren er sich bei den Regierungsgeschäften bediente; weil man ihm die Sachen in einem falschen Lichte vorstellen, seine Befehle nicht pünktlich erfüllen, die verübten Ungerechtigkeiten, damit sie ihm nicht bekannt werden, verschleiern, und harte, eigensinnige Staatsbedienten allzu strenge und stolz verfahren könnten; kurz, weil der Fürst in einem etwas ausgedehnten Lande nicht überall sein kann. So ist unser Schicksal hienieden, und so wird es ferner sein. Nie wird man den Grad von Vollkommenheit erreichen, den das Glück der Völker fordert, und man wird sich in der Regierung, wie in allen übrigen Dingen, mit dem begnügen müssen, was die wenigsten Mängel hat.

Todtengespräch

zwischen

dem Prinzen Eugen, Mylord Marlborough, und dem Fürsten Lichtenstein.

Marlborough.

Charon muß unausbleiblich Hungers sterben; es kommt niemand mehr mit seinem Kahn. Seit einigen Tagen haben wir gar keine Nachricht mehr von der Oberwelt. Wenn so das fortgeht, werden wir nicht mehr erfahren, was dort vorfällt; das wäre doch sehr übel.

Eugen.

Nicht alle, welche sterben, kommen in diese glücklichen Gefilde, die wir bewohnen; viele müssen in den Tartarus; und überdieß verwüsten ansteckende Krankheiten, Pest und Hunger, die Erde nicht immer. Gedulden Sie Sich, es werden Schatten genug anlanden.

Marlborough.

Die Engländer erhenken sich sehr gern im Herbst, und doch sehe ich keinen ankommen; vielleicht hat eine Parlamentsbill verboten, sich zu erhenken.

Eugen.

Sie haben letzthin Mylord Chesterfield gehabt, und ich meinen Vetter, den König von Sardinien.

Sie haben in der That nicht Ursache sich zu beschweren. Man kann doch nicht alle Tage sterben. Wir wollen die Menschen leben lassen, damit sie Zeit haben, die Thorheiten abzuspinnen, womit sie vor ihrem Tode fertig sein müssen; aber sehe ich nicht dort einen Schatten?

Marlborough.

Allerdings, das ist ein neuer Ankömmling, der sich uns nähert.

Eugen.

Ich glaube ihn zu kennen. Sind Sie nicht der Fürst Wenzeslaus Lichtenstein?

Lichtenstein.

Freilich bin ichs. Ein höchst schmerzhafter Tod hat mich meiner Familie, meinen großen Gütern und meinen Ehrenstellen entrissen.

Eugen.

Dies ist das allgemeine Schicksal der Menschen. Aber da Sie aus der Ferne kommen, so entrichten Sie Ihre Eintrittsgebühren: erzählen Sie uns das Neuste aus Ihrem Lande.

Lichtenstein.

Dessen giebt es nicht wenig. Alles hat sich verändert, die vorigen Zeiten sind durch die gegen-

wärtigen verdunkelt worden. Sie würden Europa nicht wieder kennen; man hat in allen Stücken Fortschritte gemacht.

Eugen.

Ich würde Europa nicht wieder kennen? Ohne Zweifel hat das Kaiserhaus, dessen Macht ich vergrößert und sogar befestigt habe, große Fortschritte gemacht, und sich seit meiner Zeit unermeßlich erweitert.

Lichtenstein.

Das eben nicht; denn seit Ihrem Tode haben wir, nachdem die Türken, die Preussen und die Franzosen uns geschlagen hatten, ein halbes Dutzend Provinzen verloren; aber das sind Kleinigkeiten.

Eugen.

Sie sprechen in Räthseln. Wenn Sie so viel verloren haben; was haben Sie denn für Fortschritte machen können?

Lichtenstein.

Wir haben unsere Finanzen blühender gemacht; aus der Hälfte von Provinzen, die uns übrig geblieben sind, haben wir mehr Einkünfte, als Karl VI mit Inbegriff von dem Königreich Neapel, dem ganzen Mailändischen, Servien, Schle-

sien und Belgrad hatte. Und was den Kriegsstand betrift: so unterhalten wir 160,000 Mann, die Sie zu Ihrer Zeit niemals bezahlen konnten. Ich an meinem Theile habe mich der Artillerie angenommen, und habe 300,000 Thaler von meinem eigenen Vermögen verwandt, um sie auf einen guten Fuß zu stellen. Auch geht keine Armee mehr von der Stelle ohne wenigstens vier hundert Feuerschlünde mit sich zu führen. Sie würden Sich gar nicht auf diesen Gebrauch der Artillerie verstehn, womit wir aus unsern Lägern Festungen machen. Kaum hatten Sie dreißig Kanonen bei Ihrer Armee.

Eugen.

Freilich; aber mit diesen wenigen Kanonen schlug ich den Feind und ließ mich nicht schlagen.

Lichtenstein.

Man kann freilich geschlagen werden. Dies sind kleine Unglücksfälle, die einem ehrlichen Manne begegnen können.

Eugen.

Ja, aber nicht durch seine Schuld.

Lichtenstein.

Ha! Sie müssen wissen, daß man heut zu Tage besser als sonst zu urtheilen versteht. Unsere Vernunft hat eine mathematische Form angenom-

men, wodurch sie fast unfehlbar wird; aber ich wage es nicht zu sagen, welche Urtheile sie fällt.

Eugen.

Sagen Sie dieselben ohne Bedenken. Ob wir gleich Todte sind, so können Sie uns doch belehren.

Lichtenstein.

Wenn Sie es so wollen, so müssen Sie wissen, daß das Publikum den Ruhm des Feldmarschall Daun (troz seinem öfteren Unglück) so sehr erhoben hat, daß sein Name den Ihrigen durchaus verdunkelt.

Marlborough.

Sind Sie etwa am hitzigen Fieber gestorben, und haben noch die Hitze behalten? Nimmermehr, sollte ich glauben, könnte das Andenken eines Eugen so weit herabgewürdigt werden, daß man einen geschlagenen Daun diesem Helden vorzöge, der mehr Kaiser war, als Karl VI, der die Plane seiner Feldzüge mit so vieler Weisheit entwarf, der auf den Kredit seines großen Namens die nöthigen Summen herbeischafte, um die Truppen in Bewegung zu setzen, der endlich seine Plane selbst ausführte, indem er den Feind schlug und große Provinzen eroberte.

Lichtenstein.

Ich habe das hitzige Fieber nicht, das Publikum phantasirt und wirft dem Prinzen Eugen vor, er habe nicht verstanden, umständliche Berichte von seinen Heldenthaten an den Kriegsrath abzustatten.

Marlborough (zu Eugen.)

Man wirft Ihnen vor, daß sie kein ganz guter Schreiber gewesen sind. Ich habe immer geglaubt, die eigentliche Sache des Helden sei, große Thaten zu thun, und die Sorge für die umstänndliche Erzählung derselben den Müßiggängern zu überlassen.

Eugen.

Wahrhaftig, ich habe mich wol gehütet, meine Berichte auszudehnen; ich begnügte mich, den Erfolg meiner Unternehmungen meinen Feinden zu melden, die sich alle im Kriegsrath befanden. Wenn ich meinen Stil noch lakonischer hätte machen können, so würden meine Feldzüge nur desto glücklicher gewesen sein.

Marlborough.

Ich habe es mit der Königinn Anna und ihrem Parlamente nicht anders gemacht. Unsere Monarchen waren in der That nichts als Automaten; was bedurfte es denn mehr, als daß wir ihnen den Erfolg unserer Maaßregeln berichteten? Sie konnten

ja weder unsre Absichten, noch unsre Plane, noch die Gründe beurtheilen, warum wir lieber dies, als etwas anders, thaten.

Lichtenstein.

Es ist das nicht meine eigene Meinung; ich statte bloß von der Denkungsart des Publikums Bericht ab; ich bin nichts als ein Erzähler; aber Mylord, Sie befinden sich mit dem Prinzen Eugen in demselben Falle. Wenn ich Ihnen sagen sollte, was man in England spricht, so würde ich sehr befürchten müssen, Sie unwillig zu machen.

Marlborough.

Reden Sie dreist. Nach dem, was ich eben gehört habe, kann mich nichts mehr befremden.

Lichtenstein.

Ich erröthe, indem ich Ihnen sagen muß, daß Leute, die nicht wissen, was eine Kompanie, vielweniger was ein Bataillon ist, entscheidend behaupten, Sie wären kein großer Krieger gewesen, Cadogan habe Ihnen allen Ihren Ruf erworben, Sie wären mehr ein abgefeimter Staatsmann als ein großer Feldherr gewesen, der es verstanden hätte, alle Triebfedern der Intrige bei unserm Parlamente in Bewegung zu setzen, um den Krieg zu verewigen und unter dem Schilde desselben durch

Plünderungen die beträchtlichen Summen zusammen zu häufen, die Sie erworben haben.

Marlborough.

Mein Schicksal ist sonderbar genug! Ich bin sterblich gewesen, aber der Neid meiner Feinde hat mich überlebt. Es ist wahr, ich habe mich Cadogan's, als eines geschickten Mannes bedient, den ich mir zum Gehülfen bei meinen Arbeiten ausersehn hatte. Welcher Mensch ist allein hinreichend, eine Armee in Bewegung zu setzen? Man hat des Beistandes nöthig; jemehr man Gehülfen hat, desto besser gehen die Sachen. Ich habe Freunde, ja sogar eine Partei im Parlemente, gehabt; und deren bedurfte es wol, wenn innere Mißhelligkeit und der Mangel an Beistand uns nicht zu Grunde richten und unsere schönsten Entwürfe nicht unausgeführt bleiben sollten. Habe ich einige Summen für die Schutzwachen gezogen, so geschah es in Feindesland; und es ist dies ein rechtmäßiger Gewinn, der jedem befehlshabenden General gebührt. Jeder andre würde an meiner Stelle eben das, und noch mehr gefordert haben.

Eugen.

Wie? Hochstädt, Ramillies, Oudenarde, Malplaquet haben dem Namen dieses großen Mannes nicht zum Schilde dienen können, und der Sieg selbst hat ihn nicht gegen die unwürdige Behandlung des Neides schützen mögen? Und was für

eine Rolle würde denn England, ohne diesen wahren Helden gespielt haben, der es erhalten und empor gehoben hat, und es auf den Gipfel der Größe gebracht haben würde, wenn sich Frankreich nicht jener elenden Weiberränke bedient hätte, um ihn in Ungnade zu stürzen? Ludwig XIV wäre verloren gewesen, wenn sich Marlborough's Kredit noch zwei Jahre erhalten hätte.

Lichtenstein.

Ich muß gestehen, daß die Königinn Anna ohne Marlborough, und Karl VI ohne Eugen eine traurige Rolle gespielt hätten. Nur Sie beide sind es, denen diese zwei Monarchieen ihr Ansehn und ihren Ruhm schuldig sind; alle Vernünftigen kommen darin überein; aber man muß in der Welt tausend Schwachköpfe und hundert Narren gegen einen Verständigen rechnen. Und so dürfen Sie sich nicht über das abgeschmackte Urtheil verwundern, welches die Nachkommen über Sie gefällt haben.

Eugen.

Es ist indessen nicht zu leugnen, daß das Schicksal mit uns sein Spiel treibt. Wenn es über Alexander, Cäsar, Scipio und Paulus Aemilius nur eine Stimme giebt, warum muß das Publikum, nachdem wir große Thaten, wie sie, gethan haben, sich gegen unsern Ruhm verschwören, anstatt der ihrige sich beständig erhält und jeder Panegyrist sich Mühe giebt, wenn er loben will, mit ihnen zu vergleichen?

Lichtenstein.

Ihr gutes Glück hat gewollt, daß es in ihrem Jahrhunderte keine Encyklopädisten gab.

Marlborough.

Was ist das: ein Encyklopädist? Welch ein barbarischer Namen! Ist das eine Art von Irokesen? Ich habe in meinem Leben diesen Namen nicht gehört.

Lichtenstein.

O! das glaube ich wol; zu Ihrer Zeit gab es dergleichen noch nicht. Die Encyklopädisten sind eine Sekte sogenannter Philosophen, die in unsern Tagen entstanden sind. Sie bilden sich ein, größer zu sein, als was das Alterthum in dieser Art hervor gebracht hat. Mit der Unverschämtheit der Cyniker verbinden sie die edle Frechheit, alle Paradoxen vorzutragen, die ihnen in den Kopf kommen; sie prahlen mit der Geometrie und geben vor, daß wer diese Wissenschaft nicht studirt habe, keinen gesunden Verstand besitze; daß sie folglich allein die Gabe haben, richtig zu räsonniren: ihre alltäglichsten Reden sind mit wissenschaftlichen Ausdrücken gespickt. Sie werden z. B. sagen, daß dies oder jenes Gesetz sehr weislich nach dem umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung angewandt sei; daß diese oder jene Macht, die etwa ein Bündniß mit einer andern schließen will, sich von derselben durch die anziehen-

de Kraft gezogen fühle, und daß die beiden Nationen sich bald assimilirt haben werden. Wenn man ihnen einen Spatziergang vorschlägt, so heißt dies, das Problem einer krummen Linie auflösen. Wenn sie Nierenschmerzen haben, so heilen sie sich nach den Gesetzen der Hydrostatik. Wenn ein Floh sie beißt, so sind es unendlich kleine Größen der ersten Ordnung, die ihnen beschwerlich werden. Wenn sie fallen, so geschieht es, weil der Schwerpunkt nicht unterstützt war. Wenn irgend ein Insektchen die Kühnheit hat, sich an sie zu wagen, so ersäufen sie es in einer Sündfluth von Dinte und Beschimpfungen; dies Verbrechen der verletzten Philosophie ist unerlaßbar.

Eugen.

Aber in welcher Beziehung stehn diese Narren mit unserm Namen, und mit dem Urtheil, welches man von uns fällt?

Lichtenstein.

In viel näherer, als Sie es glauben; denn sie schwärzen, ihre Berechnungen ausgenommen, alle Wissenschaften an. Die Poesien sind unnütze Tändeleien, woraus alle Erdichtungen verbannt werden müssen; ein Poet soll nichts mit Dichterfeuer reimen, als algebraische Gleichungen. Die Geschichte soll man, nach ihrer Meinung, von hinten zu studieren anfangen, und so von unsern Zeiten an hinaufsteigen bis vor der Sündfluth. Die Reiche

schaffen sie alle um: Frankreich soll eine Republik werden, für die ein Geometer Gesetze geben soll: Geometer sollen sie regieren, und alle Angelegenheiten der neuen Republik dem infinitesimal Kalkul unterwerfen. Diese Republik soll einen beständigen Frieden genießen, und sich ohne ein Kriegsheer behaupten.

Marlborough.

Alles, was ich höre, ist vortreflich. Aber sollten diese Encyklopädisten nicht von den Schwärmereien der Wundergläubigen, der Quaker, der Pensylvanier angesteckt sein?

Lichtenstein.

Das würden sie sehr übel nehmen, wenn Sie es ihnen sagten; sie sind nicht wenig stolz auf ihre Originalität.

Eugen.

Wenn ich nicht irre, war der ewige Friede ein Traum eines gewissen Abbe' St. Pierre, der zu meiner Zeit von der ganzen Welt ausgelacht ward.

Lichtenstein.

Sie haben ihn also aus der Vergessenheit hervor gezogen; denn sie affektiren alle einen heiligen Abscheu gegen den Krieg.

Eugen.

Es ist nicht zu leugnen: der Krieg ist ein Uebel, das aber unvermeidlich bleibt, weil es keinen Gerichtshof giebt, der die Streitigkeiten der Regenten schlichten könnte.

Lichtenstein.

Ungeachtet sie die Kriegsheere und die Feldherrn hassen, die sich berühmt machen, so hält sie das doch nicht ab, mit der Feder zu fechten, und sich oft Grobheiten zu sagen, die dem Obstmarkt Ehre machen würden; und hätten sie Truppen, sie würden sie gegen ihre Feinde marschiren lassen.

Marlborough.

Es kostet weniger, Dinte als Blut zu vergiessen; aber Beschimpfungen sind schlimmer als Wunden.

Lichtenstein.

Was die Kriegskunst betrift, so wage ich es nicht, in Gegenwart so großer Helden zu sagen, wie sehr sie dieselbe herabzusetzen suchen, und in welchen Ausdrücken sie davon sprechen.

Marlborough.

Sagen Sie es ohne Bedenken; denn wenn sie alles zerstören, so ists billig, daß wir bei diesem allgemeinen Angriffe nicht leer ausgehn.

Lichtenstein.

Diese Herrn geben vor, daß Sie nichts anders gewesen sind, als Anführer von Räuberhaufen, denen ein Tyrann gedungene Henker anvertraut hat, um in seinem Namen alle Grausamkeiten und alle gedenkbare Abscheulichkeiten an unschuldigen Völkern zu verüben.

Eugen.

Das sind Reden betrunkener Karrenschieber. Sokrates, Aristoteles, Gassendi und Bayle drückten sich so nicht aus.

Lichtenstein.

Weit entfernt betrunken zu sein, sind sie vielmehr oft sehr nüchtern; ihre Kasse ist nicht reich genug, um zu schwelgen. In ihrem Stil heißen dergleichen Reden philosophische Freiheiten; man muß laut denken; jede Wahrheit muß heraus gesagt werden; und da sie, ihrer Meinung nach, in dem alleinigen Besitze der Wahrheit sind, so glauben sie, alle Ungereimtheiten, die ihnen in den Sinn kommen, dreist in die Welt schicken zu können, und des Beifalls gewiß zu sein.

Marlborough.

Wahrscheinlich giebts in Europa keine Irrenhäuser mehr: hätte man noch eines oder das andere, so wäre mein Rath, diese Herren hinein zu bringen,

damit sie die Gesetzgeber für Narren ihrer Art sein könnten.

Eugen.

Ich würde rathen, ihnen die Regierung einer Provinz zu übergeben, welche verdiente gezüchtigt zu werden; sie würden durch ihre Erfahrung, wenn sie alles das Oberste zu unterst gekehrt hätten, beweisen, das die Kritik leicht, aber die Kunst schwer ist, und daß man sonderlich Gefahr läuft, derbe Abgeschmacktheiten zu sagen, wenn man sich einläßt von Dingen zu reden, wovon man nichts versteht.

Lichtenstein.

Eingebildete Menschen glauben niemals Unrecht zu haben. Nach ihren Grundsätzen, irrt der Weise nie; er allein ist aufgeklärt; von ihm muß das Licht ausströmen, welches die Nebel zerstreut, worin der schwache, blinde, gemeine Haufen umher tappt; und Gott weiß, wie sie aufklären! Bald decken sie den Ursprung der Vorurtheile auf, bald thun sie es durch ein Buch über den Geist, bald durch das Sistem der Natur; da ist kein Ende zu finden. Ein Haufen Straßenbuben zählt sich, um sich ein Ansehn zu geben, oder um die Mode mit zu machen, zu ihren Schülern; diese geben sich das Ansehn, sie zu kopiren und werfen sich zu Unterlehrern des menschlichen Geschlechts auf; und da es leichter ist zu schimpfen, als Gründe anzuführen, so ist es

der Ton ihrer Zöglinge, bei jeder Gelegenheit aufs unanständigste gegen die Soldaten zu toben.

Eugen.

Ein Narr findet immer noch einen größern Narren, der ihn bewundert; aber nehmen die Soldaten denn diese Schmähungen ruhig hin?

Lichtenstein.

Sie lassen die Möpschen bellen, und gehen ihren Weg.

Marlborough.

Allein wozu diese Erbitterung gegen den edelsten Stand, gegen den, unter dessen Schilde die übrigen in Frieden wohnen?

Lichtenstein.

Da sie alle höchst unwissend in der Kriegskunst sind, so glauben sie, diese Kunst verächtlich zu machen, wenn sie dieselbe herabsetzen; aber, wie ich gesagt habe, sie verschreien überhaupt alle Wissenschaften, und pflanzen die einzige Geometrie auf die Trümmern derselben, um allen fremden Ruhm zu vernichten, und ihn bloß auf ihre werthe Personen zurück zu werfen.

Marlborough.

Allein wir haben doch weder die Philosophie, noch die Geometrie, noch die schönen Wissenschaften verachtet, und haben uns begnügt, in unserm Fache Verdienst zu erwerben.

Eugen.

Ich habe noch mehr gethan. In Wien habe ich alle Gelehrten in Schutz genommen, und habe sie ausgezeichnet, selbst zu einer Zeit, da Niemand sie achtete.

Lichtenstein.

Ich glaube es wol: Sie waren große Männer, und diese sogenannten Philosophen sind Gassenbuben, deren Eitelkeit gern eine Rolle spielen möchte; indessen hindert das nicht, daß diese Schmähungen, die so oft wiederholt werden, dem Andenken großer Männer nicht Schaden thun sollten. Man glaubt, wer dreist in den Tag hinein räsonniert, sei ein Philosoph, und wer Paradoxen sagt, verdiene den Preis. Wie oft habe ich nicht durch die lächerlichsten Geschwätze Ihre schönsten Thaten aburtheilen und Sie als Männer behandeln hören, die in einem Jahrhundert der Unwissenheit, wo man das Verdienst nicht zu würdigen verstand, einen Ruf an sich gerissen haben!

Marlborough.

Unser Jahrhundert, ein Jahrhundert der Unwissenheit? Ha! das halte ich nicht länger aus!

Lichtenstein.

Das jetzige ist das Jahrhundert der Philosophen — —

Eugen.

Wo man sich schlagen läßt, wo man Provinzen verliert, wo man sich über das Alterthum erhaben glaubt. Ihre Philosophen mögen sagen was sie wollen, ich ziehe unser Jahrhundert der Unwissenheit dem Ihrigen vor.

Marlborough.

Ist denn auch England von Ihren Encyklopädisten angesteckt?

Lichtenstein.

Es giebt deren auch dort, aber nicht so viele als in Frankreich.

Marlborough.

Aber hat Frankreich Feldherrn? Und wie kann es Feldherrn haben, wenn es sie gering schätzt?

Lichtenstein.

Sie sind auch ihres Schicksals werth! Wen hat es denn als . . . .

Marlborough.

Und hat England einen großen General hervorgebracht, der mir nachgefolgt wäre?

Lichtenstein.

Den Herzog von Cumberland.

Marlborough.

Wie viel Schlachten hat er gewonnen?

Lichtenstein.

Er verlor die bei Fontenoy und Hastenbeck; und es war nicht seine Schuld, daß er bei Stade nicht mit seiner ganzen Armee zum Kriegsgefangenen gemacht ward.

Marlborough.

Prinz, Sie treiben Ihren Scherz mit uns. Wie? ein geschlagener Daun, ein niedergeworfener Cumberland, das sind die Leute, denen man uns nachsetzt?

Lichtenstein.

Nicht bloß diese, sondern noch viele andere, die freilich Feldzüge gemacht, aber nicht oberste Be-

fehlshaber gewesen sind, nehmen es so gut mit Cäsar, als mit Ihnen auf. Diese Helden in der Knospe haben die edle Kühnheit, sich mit Geräusch anzukündigen, und ihr Eigendünkel ist stark genug gewesen das Publikum anzustecken, so daß dies von nichts als ihren zukünftigen Heldenthaten weissagt.

Marlborough.

Was haben uns denn so viel Anstrengung, so viele Sorgen, so viele Beschwerden genützt?

Eugen.

Eitelkeit der Eitelkeiten, Eitelkeit des Ruhms!

Todtengespräch

zwischen

dem Herzog von Choiseul, dem Grafen von Struensee, und Sokrates.

Den Herzog von Choiseul kann man seit seiner Verbannung als einen bürgerlich Todten betrachten, und den Herrn Struensee kann man ebenfalls als einen, durch den über ihn zu fällenden Richterspruch, zum Tode Verurtheilten ansehn. Nichts hindert daher einen Schriftsteller, der in Ansehung der Zeitrechnung nicht ängstlich ist, sie als längst Verstorbene zu behandeln, und sie an den erdichteten Oertern zusammen kommen zu lassen, wo die Schatten, nach der Fabellehre der Heiden, der Christen, der Muselmänner, und fast aller Völker des Erdkreises, mit einander umgehn und sich besprechen.

Choiseul.

Nein, was Sie mir auch sagen mögen, nichts kann mich darüber trösten, daß ich nicht mehr zu Versailles bin, nicht mehr das Königreich regiere, nicht mehr der Gegenstand der Gespräche bin. Es ist doch verdrießlich ein Schatten zu sein!

Sokrates.

Nicht verdrießlicher, als irgend etwas anders zu sein. Welche Wuth besitzt dich, ein Volk re-

gieren zu wollen, das von dir nicht regiert sein will; und was hast du für Ursache, dich zu beschweren, daß du den ewigen Gesetzen der Natur, gleich allen übrigen Sterblichen, unterworfen bist?

Choiseul.

Ich bin in dem Königreiche nicht so verhaßt, als du es glaubst. Da ich im Grunde König von Frankreich war, hatte ich das Geheimniß, mir eine Menge von Menschen, durch Gefälligkeiten, die ich ihnen leistete, oder durch Stellen, die ich ihnen gab, oder durch große Geschenke, die mir nichts kosteten, zu verbinden: man hat mich sehr zurück gewünscht. Es ist in ganz Frankreich kein Mann mir an Genie gleich. Welch eine Rolle habe ich gespielt! Ich setzte ganz Europa, wenn es mir gefiel, in Verwirrung, ich übertraf *Richelieu* und *Mazarin*.

Sokrates.

Freilich in Ränken, in arglistiger Bosheit und Schelmereien, denn du warst deines Gewerbes ein Erzschelm; aber weißt du wol, daß der Ruhm von Leuten deines Gleichen von Niemanden beneidet wird. Tugendhafte Männer verabscheuen ihn, ihre Entscheidung dringt endlich bei dem Publikum durch, und sie bestimmen das Urtheil der Nachwelt. Du wirst in der Geschichte immer nur als ein berühmter unruhiger Kopf erscheinen, als eine Rakete, die einen Augenblick blendet, und bald

in dem Rauche verschwindet, den sie von sich haucht.

Choiseul.

In der That, Herr Sokrates, Sie haben Laune, denn die muß man haben, wenn man mein Ministerium nicht billigen will. Die Französische Monarchie ist ein anderes Wesen als die Stadt Athen.

Sokrates.

Du glaubst, du bist noch in Versailles bei deiner Frau, ich will sagen, bei deiner Schwester, der Frau von Grammont, umgeben von deinen sklavischen Schmeichlern. Dort überhäufte dich die in Höflichkeit gekleidete Falschheit mit Lügen. Einige streuten dir Weihrauch aus Furcht vor deiner Macht, andere aus niedrigem Eigennuz: alle waren Lobredner deiner Thorheiten. Aber hier hat man niemandes nöthig, hier räuchert man keinem, und sagt nichts als die Wahrheit.

Choiseul.

O, des abscheulichen Aufenthalts! Wie verdrießlich ist es doch für einen Hofmann von Versailles, was sage ich, für einen Minister, der König war, neben solchen groben, ungezogenen Menschen zu leben! — Aber, was sehe ich? Welch eine Gestalt schickt man uns da aus der andern Welt hinüber? Was ist das für ein Geschöpf; es

hat keinen Kopf. Ich glaube, bei Gott! es ist der heilige Dionysius. Wer bist du, Mann ohne Kopf?

Struensee.

Ich habe nicht die Ehre ein Heiliger zu sein, ich bin sogar ein Kätzer, und bin ohne Kopf hieher gekommen, weil man des meinigen in dem Lande bedurfte, wo man ihn mir, in Ermangelung eines andern, abhieb.

Choiseul.

So unhöflich ist man in Frankreich nicht. Die Gesetze sind dort für das Volk und nicht für die Großen. Man haut uns unsre Köpfe nicht ab. Aber was hast du für eine Rolle gespielt, und warum hat man dir dergestalt begegnet?

Struensee.

Ich bin der Graf Struensee, einer von den Leuten, die alles ihrem Verdienste zu danken haben. Ich bin selbst der Schöpfer meines Glücks. Ich war Arzt im Holsteinischen, als der Suverän von Island, von Norwegen, von Holstein und von Dänemark nach Kiel kam; er war elend krank; ich heilte ihn glücklich. Ich gewann seine Gunst, und noch mehr die Gunst der Königinn, die mich nicht mit gleichgültigen Augen ansah. Ich ward Minister und wollte Suverän sein. Ich dachte, wie Pompejus, ich wollte nicht meines Gleichen

haben. Ich fand ein Mittel, meinen Herrn ganz in meine Gewalt zu bekommen, und um ihn in der Unterwürfigkeit zu erhalten, ließ ich ihn Opium, als Arzenei, verschlingen; hierauf wollten wir, die Königinn und ich, uns zu Regenten des Königreichs machen. Wenn man der Zweite ist, will man der Erste sein. Ich machte mir eine große Partei. Wir waren im Begriff, den Monarchen für unfähig zur Regierung zu erklären. Auf einmal wurde ich unvermuthet des Nachts in Verhaft genommen und in Ketten gelegt. Die Dänen, die den Machiavel nicht kannten, konnten das Erhabne in meinem Verhalten nicht einsehn, und nachdem ich wirklich König gewesen war, hieb man mir den Kopf ab. Aber wer sind Sie, der Sie mich fragen?

Choiseul.

Ich bin der berühmte Herzog von Choiseul, ehemaliger König von Frankreich, wie Sie König von Dänemark. Ich war das einzige Werkzeug meines Glücks; meine Ränke haben mich neben den Thron, oder, wenn Sie wollen, auf den Thron gesetzt, wo ich den herrlichsten Glanz von mir gestrahlt habe. Ich bin der Stifter des berühmten Familienvertrags, durch den ich Spanien vermochte, seine Flotte und einen Theil seiner Amerikanischen Besitzungen aufzuopfern, damit es die Ehre genösse, dem Könige von Frankreich beizustehen, der durch den Krieg mit den Engländern in Deutsch-

land aufs äußerste gebracht und zu Wasser und zu Lande geschlagen war; ich war so glücklich, den vortheilhaftesten Frieden, der bei der Lage des Königreichs nur immer möglich war, zu Stande zu bringen, und . . .

Sokrates.

Dies ist die einzige kluge That, die du in deinem Leben gethan hast.

Choiseul.

Ich fühle mich sehr geschmeichelt, daß es wenigstens Eine giebt, die Ihren Beifall hat. Hiernächst vertrieb ich die Jesuiten aus Frankreich, weil ich mich als Gesandter in Rom mit ihrem General entzweite.

Sokrates.

Dies Gezücht war zu meiner Zeit nicht in der Welt; aber ich habe von Schatten erfahren, daß es mit Dolch und Gift bewafnete Sophisten sind. Sollte der Herr Graf von Struensee nicht von ihrer Sekte sein?

Struensee.

Ich bin von der Sekte Cromwels, Cäsar Borgia's und Catilina's; aber fahren Sie doch fort, Herzog, zu erzählen.

Choiseul.

Nach einem so herrlichen Streiche, bemächtigte ich mich der Grafschaft Avignon, woraus ich den Papst vertrieb, um sie auf immer dem Königreich Frankreich einzuverleiben. Noch fügte ich Korsika hinzu, um welches ich die Genueser überaus listig brachte.

Sokrates.

Du warst also ein Eroberer?

Choiseul.

Diese Eroberungen machte ich aus meinem Kabinette her, und schwimmend im Vergnügen, mitten unter Lustbarkeiten, im Schoße der Wollust, setzte ich Europa in Verwirrung. Je mehr die übrigen Mächte sich abmatteten, desto sicherer konnte sich Frankreich im Frieden erhalten. Der Krieg und die ehemalige schlechte Staatsverwaltung hatten unsre Finanzen erschöpft, unser Kredit war verloren, und der Bankerot fast unausbleiblich.

Struensee.

Wie setzten Sie denn Europa in Verwirrung?

Choiseul.

Nie ist in der Welt etwas feineres, geschickteres, erhabneres ersonnen worden. Zuerst belegte

ich große Summen bei der Engländischen Ostindischen Gesellschaft unter erdichteten Namen. Meine Agenten brachten die Fonds nach Gefallen zum Steigen und zum Sinken, machten, daß niemand wußte, woran er war, und entzweiten die Direktoren der Gesellschaft, unterdessen ich, durch meine geschickten Maßregeln die Nabobs des großen Mogol gegen England aufwiegelte; es kam zwischen ihnen zum Kriege, und die Gesellschaft war im Begriff unterzuliegen; ich dachte, ich müßte vor Freuden sterben.

Sokrates.

Eine schöne Seele!

Choiseul.

Von einer andern Seite hetzte ich die Neufchateller gegen den König von Preussen auf, um diesen unruhigen Geist mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Nicht zufrieden mit diesen großen Dingen, die ich so geläufig, wie die Römer ihre Vierspänner, führte, vermochte ich, durch im Divan aufgewandte Summen, die Türken, den Russen Krieg anzukündigen, ich munterte die Konföderation in Polen auf, um der Kaiserinn Katharina zu schaffen zu machen; ich wollte die Schweden gegen sie aufwiegeln, um durch einen Angriff von dieser Seite der Pforte Luft zu machen, welche durch die Russischen Heere aufs Aeußerste gebracht ward; ich würde selbst die Kaiserinn Königinn beredet ha-

ben, dem Sultan zu helfen, wenn meine Feinde mich nicht gerade damals gestürzt hätten.

Struensee.

Welch ein Schade, daß so viele schöne Plane nicht sind ausgeführt worden!

Choiseul.

Freilich! Ich würde so viel Geräusch gemacht, und alles so verwirrt haben, daß ganz Europa von nichts, als von mir, gesprochen hätte!

Sokrates.

Erinnere dich des Herostratus, der den Tempel zu Ephes verbrannte, um sich einen Namen zu machen.

Choiseul.

Das war ein Mordbrenner, und ich war ein großer Mann. Ich spielte auf unserer Oberwelt die Rolle der Vorsehung, ich ordnete alles an, ohne daß Jemand die Werkzeuge inne ward, deren ich mich bediente; man sah die Streiche, ohne die Hand zu sehen, die sie schlug.

Sokrates.

Rasender! Unterstehst du dich, dich mit der Vorsehung zu vergleichen: deinen Trug mit der All-

weisheit, deine Verbrechen mit dem Urbilde der Tugend?

Choiseul.

Allerdings, Herr Sokrates, unterstehe ich michs. Ihr seichter Kopf muß wissen, daß Staatsstreiche keine Verbrechen sind, und daß alles, was Ruhm bringt, groß ist. Erinnern Sie Sich, daß Ihre Griechen Menschen zu Halbgöttern erhoben haben, die mich nicht aufwiegen.

Sokrates.

Er ist im Haupte verwirrt; dies ist ein Anfall des Fiebers. Geh, frage den Hippokrates um Rath, er ist hier in der Nähe, er wird deine Narrheit heilen.

Choiseul.

Der Herr Graf Struensee ist noch näher, er würde mir gewiß diesen Dienst erweisen, wenn es nöthig wäre; jedoch, würde ich bitten, ohne Opium. Ach! dieser schweigsame Philosoph hält einen edlen Stolz, und ein gerechtes Vertrauen, das jeder große Mann in sich selbst setzen muß, für Narrheit.

Struensee.

Sie haben keine Arzeneien nöthig, Sie verdienen das größeste Lob. Machiavel würde Ihnen die

Krone der Politik zuerkannt haben. — Aber warum wurden Sie verbannt?

Choiseul.

Ein Kanzler, ein noch feinerer Schelm, als ich, brachte es mit Hülfe einer Buhlerin dahin, unter die mein Stolz sich nicht beugen wollte.

Struensee.

Aber was konnte man, nach so viel schönen Dingen, die Sie ausgeführt hatten, für einen Vorwand haben, Sie zu verbannen?

Choiseul.

Man berief sich auf die Erschöpfung der Finanzen. Ludwig wollte nicht gern der Urheber eines Bankerotts sein, sondern lieber die Sache so in die Länge ziehn, daß er seinem Enkel den allgemeinen Abscheu zur Erbschaft hinterließe, den diese Begebenheit ihm zuziehen würde. Man beschuldigte mich also, ich hätte während meiner Regierung das Geld verschwendet. Es ist wahr, ich habe dies armselige Metall verachtet, ich habe große Geschenke gemacht, ich war mit den edlen Gesinnungen eines Königs geboren, der freigebig und sogar verschwenderisch sein muß.

Sokrates.

Wahrhaftig, du bist ein Erznarr gewesen! Den Untergang eines Königreichs zu vollenden!

Choiseul.

Ich war für das Große gestimmt, und ohne Zweifel liegt etwas Großes darin, wenn eine Monarchie, wie Frankreich, Bankerott macht. Es ist das kein Kaufmannsbankerott; es geht in die tausend Millionen, der Vorfall macht Geräusch, setzt den einen in Verwunderung, den andern in Schrecken, und bringt auf einmal eine Mengel von Reichen an den Bettelstab. Welch ein Theaterstreich!

Sokrates.

Der Bösewicht!

Choiseul.

Mein Herr Philosoph, Sie müssen wissen, daß man kein enges Gewissen haben darf, wenn man die Welt regiert.

Sokrates.

Recht so! um so viel tausend Bürger unglücklich zu machen, muß man die Wuth eines Tygers und ein Felsenherz haben.

Choiseul.

Mit dergleichen Gesinnungen konnten Sie wol im Ceramikus glänzen, aber Sie würden ein armseliger Minister gewesen sein.

Struensee.

Ohne Zweifel; ein vielumfassendes Genie zeichnet sich durch kühne Unternehmungen aus; es will etwas neues stiften, es führt Dinge aus, die ohne Beispiel sind, es überläßt die kleiner Gewissensbisse den alten Weibern, und geht gerade auf sein Ziel los, ohne sich um die Mittel zu kümmern, die dahin führen. Jedermann ist nicht gemacht, um unser Verdienst inne zu werden; die Philosophen noch weniger, als die übrigen; und dennoch sind wir gewöhnlich die Schlachtopfer der Ränke des Hofes.

Choiseul.

Gerade dies ist die Art, wie ich gestürzt worden bin. Das Verdienst hält an unserem Hofe nicht gegen den Eigensinn einer Buhlerin aus. Ohnehin war ihr der Plan von einem Pfaffen eingeblasen; denn was konnte sie für sich selbst, als das bald erloschne Feuer eines Fürsten beleben, der immer ein Sklave der Weiber gewesen ist?

Struensee.

Hätten Sie, wie ich es gemacht habe, Opium gebraucht, um Ihren Monarchen einzuschläfern,

so wären die Ränke fruchtlos gewesen; Sie wären noch Minister, oder vielmehr König; denn der, welcher die Macht hat und handelt, ist wirklich der Herr, und der, welcher ihn handeln läßt, ist höchstens der Sklave des Andern.

Choiseul.

Das Opium war überflüßig. Die Natur hatte meinen Herrn zu dem geschaffen, was der Ihrige erst durch Ihre Arzeneien ward.

Sokrates.

Dein Opium hat dir schöne Dienste geleistet, unglücklicher Abtrünniger des Hippokrates! du bist nicht mehr und nicht weniger eingekerkert, und bist sanfter bestraft worden, als du es verdient hast.

Struensee.

Das war ein Unglücksfall, den man nicht vorhersehen konnte. Welch ein Wechsel, so aus seiner Stelle gerückt zu werden, und noch dazu, durch welche Leute!

Sokrates.

Nein, das war eine Folge der ewigen Gerechtigkeit, damit nicht alle Laster glücklich seien, und damit einige, zum Beispiel der Gottlosen, ihre Strafe fänden.

Choiseul.

Ich schmeichle mir indessen, daß Sie meinen Fall bedauren werden; denn wenn ich meine Regierung fortgesetzt hätte, so würde ich Europa durch die großen Dinge, die mein Genie hervor gebracht und ausgeführt hätte, in Erstaunen gesetzt haben.

Sokrates.

Du würdest fortgefahren sein, glänzende Thorheiten zu begehn. Wenn Europa Narrenhäuser hätte, so sollte man dich hinein sperren. Und du Däne, die Qualen des Ixyon und Prometheus würden noch zu gelinde sein, um deinen schwarzen Undank gegen deinen Herrn, und alle die Verbrechen, die eine zügellose Ehrsucht dich hat begehen heißen, zu bestrafen.

Choiseul.

Also das ist der Ruhm, den ich erwartete?

Struensee.

Also das ist der Namen, den ich mir versprach?

Sokrates.

Gehet, Unglückliche, sucht euch einen andern Aufenthalt als den meinigen. Gesellet euch zu den Catilina's, Cromwel's und Cartouchen; und befleckt nicht ferner mit eurer unreinen Gegenwart die uhestätte der Weisen.

Choiseul.

Lassen Sie uns diesen unverschämten Schwätzer verlassen, der mir's zu arg macht.

Struensee.

Lassen Sie uns von diesem trostlosen Moralisten uns entfernen! Aber wohin wenden wir uns? Ich werde eine Gesellschaft von Deutschen, meinen Landsleuten, suchen, und mich mit Wallenstein über mein Unglück trösten. Leben Sie wohl, König ohne Staat.

Choiseul.

Was mich betrift, ich werde mich zu den Franzosen gesellen, und Pipin den Major Domus aufsuchen. Leben Sie wohl, Minister ohne Kopf.

Gespräch

zwischen

Mark Aurel und einem Barfüsser.

Der Barfüsser.

Ha! was sehe ich in unserer Kirche? Ein Gespenst! Geschwinde Weihwasser und einen Weihwedel!

Mark Aurel.

Was machst du da mit dem geweihten Wasser? Ohne Zweifel bist du ein Priester Jupiters. Höre mich einen Augenblick.

Der Barfüsser.

Ich? ein Priester Jupiters? Ha! wahrhaftig das ist ein Verdammter, oder ein Teufel.

Mark Aurel.

Ich verstehe dich nicht. Was ist das: ein Teufel?

Der Barfüsser.

O, Herr Satan, holen Sie mich nicht. Ich habe eine Todsünde auf mir.

Mark Aurel.

Was ist das: Satan? Was ist das: eine Todsünde?

Der Barfüsser.

Wahrhaftig ein höchst unwissendes Gespenst! Heiliger Franciscus erbarme dich mein! Wer bist du, mein Freund?

Mark Aurel.

Ich bin Mark Aurel. Ich komme wieder, um Rom zu sehen, wo ich geliebt war, und *das ich* geliebt habe, das Kapitol zu sehen, wo ich mit Verachtung gegen die Triumphe triumphirt habe, dies Land, das ich glücklich gemacht habe; aber ich kenne Rom nicht wieder. Ich habe die Säule gesehn, die man mir errichtet hat, aber ich habe die Statue des weisen Antonin, meines Vaters, nicht wieder daran gefunden; dies ist ein anderes Gesicht.

Der Barfüsser.

Das glaube ich wol, mein Herr Verdammter. Sixtus V hat Ihre Säule wieder aufgerichtet, aber hat die Statue eines Mannes darauf gestellt, der ein wenig mehr werth war, als Ihr Vater und Sie.

Mark Aurel.

Ich habe immer geglaubt, daß nicht viel dazu gehöre, mehr werth zu sein als ich; aber ich sollte

glauben, es gehöre viel dazu, mehr werth zu sein, als mein Vater. Meine Kindesliebe hat mich täuschen können. Alle Menschen sind dem Irrthum unterworfen; aber warum nennst du mich verdammt?

Der Barfüsser.

Weil Sie das sind. Haben Sie denn nicht die Leute so heftig verfolgt, denen Sie so viel zu danken hatten, und die Ihnen Regen verschafften, damit Sie den Feind schlagen konnten?

Mark Aurel.

Ha! ich war weit entfernt, irgend einen Menschen zu verfolgen. Ich habe dem Himmel gedankt, daß durch eine glückliche Verbindung der Naturwirkungen ein Gewitter zur rechten Zeit kam, da meine Truppen vor Durst lechzten; aber ich habe nie davon gehört, daß ich für dies Gewitter den Leuten verpflichtet wäre, von denen du redest. Ich schwöre dir zu, daß ich nichts weniger als verdammt bin; ich habe den Menschen zuviel Gutes gethan, als daß das göttliche Wesen, dem ich immer ähnlich zu werden gesucht habe, mir Böses zufügen sollte. Aber du, der du mir so mißmuthig scheinst, wer bist du, wenn ich bitten darf?

Der Barfüsser.

Man sieht wol, daß Sie aus der Ferne kommen, weil Sie den Bruder Fulgentius nicht ken-

nen, diesen berühmten Barfüsser, der auf dem Kapitol wohnt, und manchmal mit dem Papste spricht, gerade wie ich mit Ihnen rede. Kardinäle kommen in meine Zelle. Ich bin der Beichtvater der Herzogin von Popoli; alle Welt weiß, wer ich bin.

Mark Aurel.

Der Bruder Fulgentius auf dem Kapitol! Die Sachen scheinen sich ein wenig verändert zu haben! Sage mir, ich bitte dich, wo ist der Palast des Kaisers, meines Nachfolgers? Ist er immer noch auf dem Palatinischen Hügel? denn in der That, ich kenne mein Land nicht wieder.

Der Barfüsser.

Gehn Sie, gehn Sie, guter Mann, Sie reden etwas verwirrt. Aber, wenn Sie wollen, will ich Sie auf den Monte Cavallo führen; Sie sollen dem Heiligen Vater den Fuß küssen, und werden von ihm Ablaß erhalten, dessen Sie so sehr zu bedürfen scheinen.

Mark Aurel.

Gieb mir nur vorerst den deinigen, und sage mir frei heraus: giebts etwa keinen Kaiser und kein Römisches Reich mehr?

Der Barfüsser.

Freilich, freilich giebt es einen Kaiser und ein Reich; aber das alles ist vier hundert Meilen von

hier in einer kleinen Stadt, die Wien heißt, an der Donau. Ich gebe Ihnen den Rath, dorthin zu gehen, um Ihre Nachfolger zu sehen; denn hier sind Sie in Gefahr, die heilige Inquisition zu sehen. Ich muß Ihnen bekennen, daß die heiligen Väter Dominikaner keinen Scherz verstehn, und daß sie sehr übel mit den Antoninen, den Trajanen und den Titus umgehn würden, als mit Leuten, die ihren Katechismus nicht wissen.

Mark Aurel.

Ein Katechismus! die Inquisition! Dominikaner! Barfüsser! Kardinäle! ein Papst! und das Römische Reich in einer kleinen Stadt an der Donau! Darin finde ich mich nicht; aber ich begreife, daß in sechzehn hundert Jahren die Dinge in dieser Welt ein anderes Ansehn gewinnen müssen. Ich wäre neugierig als Römischen Kaiser einen Markomannen, Quaden, Cimbrier oder Teutonen, zu sehen.

Der Barfüsser.

Sie können dies Vergnügen haben, wenn Sie wollen; und ein noch viel größeres obenein. Sie würden also sehr erstaunen, wenn ich Ihnen sagte, daß die Scythen die Hälfte Ihres Reichs besitzen, und daß wir die andre Hälfte haben; daß ein Priester, wie ich, Suverän in Rom ist, daß Bruder Fulgentius es ebenfalls einst sein kann, daß ich an eben den Orten den Segen ertheile, wo Ihr

Wagen von überwundenen Königen gezogen ward, und daß Ihr Nachfolger an der Donau keine eigene Stadt hat, sondern daß ein Priester ihm die seinige bei Gelegenheit leihen muß.

Mark Aurel.

Du sagst mir da seltsame Dinge. Alle diese großen Veränderungen haben nicht ohne großes Unglück geschehen können. Ich liebe immer noch das menschliche Geschlecht, und ich bedaure es.

Der Barfüsser.

Sie sind sehr gutmüthig. Es hat freilich Ströme Blut gekostet, und es sind mehr als hundert Provinzen verheert worden; aber es war auch nichts weniger, als dies erforderlich, wenn Bruder Fulgentius im Kapitol mit Gemächtigkeit schlafen sollte.

Mark Aurel.

Rom, diese Hauptstadt der Welt, ist also tief gesunken, und ist sehr elend!

Der Barfüsser.

Gesunken, wenn Sie wollen; aber elend keineswegs; im Gegentheil, hier herrscht der Friede und die schönen Künste blühn. Die alten Herrn der Welt sind jetzt Musikmeister. Anstatt Kolonien nach England zu schicken, schicken wir Kastraten

und Violinisten hin. Wir haben keine Scipionen mehr, die ein Karthago zerstören, aber dafür haben wir auch keine Verbannungen. Wir haben den Ruhm gegen die Ruhe vertauscht.

Mark Aurel.

Ich habe mich in meinem Leben bemüht, ein Philosoph zu sein; ich bin es seitdem wirklich geworden. Ich finde, daß die Ruhe den Ruhm wol aufwiegt; aber aus allem, was du mir sagst, möchte ich vermuthen, daß Bruder Fulgentius kein Philosoph ist.

Der Barfüsser.

Wie, ich kein Philosoph? Ich bin es bis zum Rasen. Ich habe die Philosophie gelehrt, und was mehr ist, auch die Theologie!

Mark Aurel.

Was ist das: Theologie? wenn ich bitten darf?

Der Barfüsser.

Die Theologie ist . . . . . ist das, wodurch ich hier bin was ich bin, und was die Kaiser nicht mehr sind. Sie scheinen unzufrieden mit meinem Ruhme und mit der kleinen Revolution, die in Ihrem Reiche vorgegangen ist.

Mark Aurel.

Ich bete die Rathschlüsse des Ewigen an; ich weiß, man muß nicht gegen das Schicksal murren,

ich bewundre den Wechsel der menschlichen Angelegenheiten; da aber alles sich verändern muß, da das Römische Reich gefallen ist, so kann die Reihe auch an die Barfüsser kommen.

Der Barfüsser.

Ich thue dich in den Bann, und gehe in die Frühmette.

Mark Aurel.

Und ich gehe zum Wesen der Wesen zurück.

Kritische Untersuchung über das System der Natur.

Das Systeme de la Nature ist ein Werk, welches bei der ersten Lesung blendet, und dessen mit vieler Kunst versteckte Fehler nicht eher entdeckt werden, als bis man es verschiedenemal gelesen hat. Der Verfasser wußte mit Geschicklichkeit die Folgen, welche aus seinen Grundsätzen fließen, vor den Augen des Lesers zu verbergen, und den Kunstrichter in seiner Prüfung irre zu führen. Dennoch ist die Täuschung nicht so stark, daß es unmöglich wäre, das Unzusammenhängende, die Widersprüche in welche der Verfasser oft verfällt, und Geständnisse die seinem System entgegen stehen und die ihm die Stärke der Wahrheit zu entreißen scheint, zu bemerken. Die metaphysischen Gegenstände, die er abhandelt, sind dunkel, und voller Schwierigkeiten. Es ist verzeihlich, sich zu irren, wenn man sich in dieses Labyrinth vertieft, in welchem sich so viele andere verirrt haben. Betritt man indessen einmal diese dunkle Bahn, so glaub' ich, kann man sie mit weniger Gefahr durchwandeln, wenn man Mißtrauen in seine Kenntnisse setzt, wenn man sich erinnert, daß uns in diesen Untersuchungen der Wegweiser der Erfahrung verläßt, und daß uns nur, bald mindere bald größere, Wahrscheinlichkeiten übrig bleiben, um unsre Meinungen zu behaupten. Diese Betrachtung sollte

hinreichend sein, einem jeden systematischen Philosophen Zurückhaltung und Bescheidenheit einzuflößen: wahrscheinlich aber dachte unser Verfasser anders, weil er sich eine Ehre daraus macht, entscheidend zu sein.

Die Hauptgegenstände, die er in diesem Werke abhandelt, sind: 1) Gott und die Natur, 2) der Fatalismus, 3) die positive Religion in Vergleichung mit der natürlichen Religion, 4) die Regenten, als die Urheber alles Unglücks der Staaten.

Was den ersten Punkt betrift, so geräth man, der Wichtigkeit der Sache wegen, über *die Gründe*, die der Verfasser anführt, um die Gottheit zu verwerfen, in nicht geringe Verwunderung. Er sagt, daß es ihm minder schwer ist, eine blinde Materie anzunehmen, welche durch Bewegung wirksam wird, als zu einem durch sich selbst handelnden verständigen Wesen seine *Zuflucht zu nehmen*: gleichsam als ob das der *Wahrheit näher* käme, was ihm leichter zu begreifen ist. Er bekennet, daß ihn sein Unwille über die Religionsverfolgung zum Atheisten gemacht habe. Sind aber Bequemlichkeit und Unwillen Gründe, wonach ein Philosoph seine Meinung bestimmen soll? Ein so offenherziges Geständniß muß nothwendig seinen Lesern Mißtrauen einflößen; denn wie ist es möglich, ihm zu glauben, wenn so nichtige Gründe seine Ueberzeugung bestimmen? Ich vermuthe, daß sich unser Philosoph bisweilen mit zu vielem Wohlgefallen seiner Einbildungskraft überläßt, und daß er, staunend über die

widersprechenden Erklärungen, welche die Theologen von der Gottheit geben, diese Erklärungen, welche die gesunde Vernunft seinem Verdammungsurtheil überläßt, mit dem Begrif eines vernünftigen Wesens verwechselt, welches nothwendig für die Erhaltung der Welt sorgen muß. Die ganze Welt beweiset das Daseyn dieses Wesens; man darf nur die Augen öfnen, um sich davon zu überzeugen. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, welches die Natur hervorbrachte: mithin muß die Natur unendlich verständiger seyn, als er, oder sie hätte ihm Vollkommenheiten mitgetheilt, die sie selbst nicht besäße; welches ein förmlicher Widerspruch wäre.

Wenn die Denkkraft eine Wirkung der Organisation ist; so ist es gewiß, daß die Natur, welche unendlich mehr organisirt ist, als der Mensch (der nur ein unmerklicher Theil des großen Ganzen ist), die Verstandeskraft im höchsten Grade der Vollkommenheit besitzen muß. Die blinde Natur mit physischer Bewegung verbunden, kann nichts als Verwirrung erzeugen; und da sie ohne Zusammenhang handeln würde, so könnte sie niemals bestimmte Endzwecke erreichen; nie diese Meisterstücke hervorbringen, welche der menschliche Verstand im unendlich Kleinen sowohl, als im unendlich Großen, bewundert. Die Endzwecke, die sich die Natur bei ihren Werken vorsetzte, sind so offenbar, daß man gezwungen ist, eine allgewaltige und unendlich weise Ursache anzunehmen, welche nothwendig alles dahin lenkt. Betrachte ich den Menschen, so finde

ich, daß er bei seiner Geburt das schwächste unter allen Thieren ist: ohne Waffen, ohne Schutz wider den Angrif; unvermögend, der Strenge der Jahreszeiten zu widerstehn, und stets in Gefahr, ein Raub reißender Thiere zu werden. Um ihn für die Schwäche seines Körpers schadlos zu halten, und dem Untergange des Geschlechts vorzubeugen, begabte ihn die Natur vor allen andern Geschöpfen mit einem vorzüglichen Verstande, wodurch er in den Stand gesetzt wird, das zu ersetzen, was die Natur ihm zu verweigern schien. Der Körper des verächtlichsten Thieres ist wunderbarer *eingerichtet*, als das künstlichste Laboratorium des *geschicktesten* Chemikers; er bereitet die Säfte, die sein Wesen erneuern, die sich den Theilen, woraus er bestehet assimiliren und sein Dasein verlängern. Wie könnte sich dieser wunderbare und zur Erhaltung aller lebenden Wesen nothwendige Bau von einer blinden Ursache herleiten lassen, deren *wundervollesten* Wirkungen ohne Einsicht und Bewußtseyn geschehen? So viel braucht es nicht, um unsern Philosophen zum Stillschweigen zu bringen und sein System zu Grunde zu richten; das Auge einer Milbe, ein Grashalm sind hinreichend, ihm die Weisheit des Urhebers des Weltalls zu beweisen. Ja noch mehr, ich glaube sogar, daß, wenn man eine blinde erste Ursache annimmt, man ihm beweisen kann, daß die Geschlechter bei ihrer Fortpflanzung nicht beständig sein, sondern auf gerathewol in mancherlei seltsame Geschöpfe ausarten würden. Nur unveränderliche Gesetze eines verständigen We-

sens können also diese mannigfaltige Menge der Geschöpfe unveränderlich in der Vollkommenheit ihrer Arten und Geschlechter erhalten. Vergebens sucht der Verfasser sich zu täuschen; die Wahrheit zwingt ihm, wider seinen Willen, das Geständniß ab, *) daß die Natur in ihrer unermeßlichen Werkstatt Materialien zur Bildung neuer Produkte vorräthig hält: daß sie also einen Endzweck vor Augen haben, und eben deswegen verständig sein muß. Man sei nur einigermaßen aufrichtig, so ist es unmöglich, dieser Wahrheit zu widerstehn: selbst die vom physischen und moralischen Uebel entlehnten Einwürfe können dieselbe nicht über den Haufen werfen: die Ewigkeit der Welt vernichtet diese Schwierigkeit. Ohne Widerrede also ist die Natur verständig, und weichet niemals von den ewigen Gesetzen der Schwere, der Bewegung, der anziehenden Kraft, u. s. w. ab, die sie weder aufheben, noch verändern kann. Ungeachtet uns unsre Vernunft das Daseyn dieses Wesens beweist, ungeachtet wir es spüren, und einige seiner Wirkungen errathen; werden wir es doch niemals deutlich genug kennen lernen, um uns einen bestimmten Begrif davon zu machen; und jeder Philosoph, der das Hirngespinst, welches die Theologen erdichtet haben, angreift, kämpft im Grunde wider die Wolke des Irions, ohne im Geringsten dieses Wesen selbst, dessen Daseyn und Vollkommenheiten das ganze Weltall bezeugt und beweiset, zu berühren. Man wird sich in der That nicht wenig wundern, daß ein so aufgeklärter Philosoph,

*) I. Th. K. VI.

als unser Verfasser, sich beikommen läßt, die alten Irrthümer von den Fortpflanzungen ohne Saamen und aus Fäulniß aufzufrischen. Er beruft sich auf Needham, jenen engländischen Arzt, der, durch vermeinte Erfahrungen getäuscht, Aale hervorgebracht zu haben wähnte. Wenn dergleichen Thatsachen wahr wären, würden sie der Wirksamkeit einer blinden Naturkraft zugeschrieben werden können; allein es widersprechen ihnen alle Erfahrungen. Sollte man wol glauben, daß eben dieser Verfasser auch eine allgemeine Wasserfluth annimmt? eine Ungereimtheit, ein Wunder, welches kein Mathematiker zugeben und welches auf keine Weise mit seinem System übereinstimmen kann. Ward das Wasser, welches unsern Erdball ersäufte, ganz eigentlich dazu geschaffen? Welch eine ungeheure Masse Wassers, um sich über die höchsten Berge zu erheben! Ward es in der Folge vernichtet? Wo blieb es? Wie? er verschließt die Augen, um nicht ein verständiges diese Welt regierendes Wesen zu sehn, welches ihm die ganze Natur verkündigt; und er glaubt das ungereimteste Wunder, welches jemals ist ersonnen worden? Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie sich so viele Widersprüche in einem philosophischen Kopfe haben vereinigen können; und wie der Verfasser solches bei der Verfertigung seines Werks nicht selbst bemerkt hat. Jedoch wir wollen weiter gehn.

Fast buchstäblich hat er das System vom Fatalismus abgeschrieben, so wie es Leibnitz vorgetragen und Wolf erklärt hat. Damit mein Leser mich recht verstehe, glaub' ich den Begrif bestimmen zu

müssen, den man mit dem Worte Freiheit verbindet. Unter diesem Worte verstehe ich jede Handlung unsers Willens, bei welcher dieser sich von selbst und ohne Zwang bestimmt. Man glaube ja nicht, daß ich durch die Annehmung dieses Grundsatzes das System der Nothwendigkeit überhaupt und in allen Stücken anzugreifen gesonnen sei: ich suche nur die Wahrheit; überall verehr ich sie, wo ich sie antreffe, und ihr unterwerf' ich mich, wenn man sie mir zeigt. Um richtig von der Frage zu urtheilen, will ich den Hauptbeweis des Verfassers anführen. Alle unsre Begriffe, sagt er, erhalten wir durch die Sinne und durch eine Folge unsrer Organisation: mithin sind alle unsre Handlungen nothwendig. Man gibt ihm zu, daß wir unsern Sinnen, so wie unsern Organen, alles zu danken haben; allein der Verfasser hätte bemerken sollen, daß erlangte Begriffe Anlaß zu neuen Verbindungen geben. Bei der ersten dieser Wirkungen verhält sich die Seele bloß leidend, bei der andern ist sie thätig. Die Erfindung und die Einbildungskraft beschäftigen sich mit Gegenständen, die uns durch die Sinne bekannt wurden: zum Beispiel, als Newton die Geometrie lernte, war sein Geist bloß paßiv, und sammelte Begriffe: als er aber auf seine erstaunenswürdigen Entdeckungen kam, war er mehr als thätig; er war Schöpfer. Man muß in dem Menschen die verschiednen Wirkungen des Verstandes unterscheiden: er ist Sklave, da, wo der Eindruck ihn beherrscht, und sehr frei, wo seine Einbildungskraft wirksam ist. Darin stimm ich also mit dem Verfasser überein, daß es

eine gewisse Verkettung der Dinge giebt; die Einfluß auf den Menschen hat, und deren Eindrücke ihn zuweilen beherrschen. Der Mensch erhält bei der Geburt sein Temperament, seinen Charakter, mit dem Keim seiner Laster und seiner Tugenden; einen gewissen Antheil von Verstand, den er weder einschränken, noch ausdehnen kann; Talente und Genie, oder Stumpfheit und Unfähigkeit. So oft wir uns von dem Ungestüm unsrer Leidenschaften hinreißen lassen, triumphirt die Fatalität und siegt über unsre Freiheit: so oft aber die Stärke der Vernunft diese Leidenschaften bändigt, so oft behält die Freiheit die Oberhand. Ist denn der Mensch nicht in der That sehr frei, wann er verschiedene Vorschläge prüft, vergleicht, wann er für dieses oder jenes Neigung hat, und sich endlich nach eigner Wahl bestimmt? Ohne Zweifel wird mir der Verfasser antworten, daß diese Wahl ihre Richtung von der Nothwendigkeit erhält. In dieser Antwort glaube ich einen Mißbrauch des Ausdrucks **Nothwendigkeit** zu bemerken, welcher mit den Ausdrücken Ursache, Bewegungsgrund, Vernunft verwechselt wird. Freilich geschieht nichts ohne Ursache; aber nicht jede Ursach ist nothwendig. Freilich wird ein Mensch, der nicht wahnsinnig ist, sich nach den Eingebungen seiner Selbstliebe bestimmen; frei würde er nicht sein, ich sage es noch einmal, sondern rasend toll, wenn er anders handelte. Mit der Freiheit ist es also, wie mit der Weisheit, der Vernunft, der Tugend, der Gesundheit beschaffen, die kein Sterblicher vollkommen besitzt, aber doch zu-

weilen genießt. In einigen Stücken sind wir leidend unter der Herrschaft der Nothwendigkeit, in einigen aber handeln wir frei und unabhängig. In diesem Stück wollen wir uns an Locke halten. Dieser Philosoph ist sehr überzeugt, daß es nicht in seiner Gewalt steht, aus der Thüre zu gehn, wann diese verschlossen ist, daß er aber die Freiheit habe, nach seinem Gutdünken zu handeln, wann sie offen steht. Je mehr man an dieser Frage künstelt, desto verwickelter wird sie; durch die Menge von Spitzfindigkeiten macht man sie endlich so dunkel, daß man sich selbst unverständlich wird: hauptsächlich gereicht es den Anhängern des Fatalismus zum Nachtheil, daß ihr praktisches Leben in beständigem Widerspruche mit den Grundsätzen ihrer Theorie steht. Nachdem der Verfasser des Systeme de la Nature alle Argumente erschöpft hat, die ihm seine Einbildungskraft darbietet, um zu beweisen, daß eine unabänderliche Nothwendigkeit alle Menschen fesselt und alle ihre Handlungen gänzlich leitet: hätte er daraus den Schluß ziehen sollen, daß wir bloß eine Art von Maschinen, oder wenn man will, Dratpuppen sind, welche von einer blinden Kraft bewegt werden. Nun aber geräth er gegen die Priester, die Regierung und die Erziehung in Eifer: er hält also diejenigen, welche solche Aemter bekleiden, für frei, weil er ihnen Vorwürfe macht; und doch will er ihnen beweisen, daß sie Sklaven sind. Welche Ungereimtheit! welcher Widerspruch! Wenn alles durch nothwendige Ursachen in Bewegung gesetzt wird, so sind Warnungen, Belehrungen, Gesetze, Strafen, Beloh-

nungen eben so überflüßig als unnütz: eben so gut könnte man zu einem angeschmiedeten Gefangenen sagen: zerbrich deine Banden; eben so einer Eiche predigen, um sie zu überreden, sich in einen Orangebaum zu verwandeln. Allein die Erfahrung lehrt, daß man es so weit bringen kann, den Menschen zu bessern: hieraus muß man nothwendig den Schluß ziehen, daß er der Freiheit wenigstens zum Theil genießt. Wir wollen uns an die Lehren der Erfahrung halten, und keinen Grundsatz annehmen, dem wir beständig durch unsre Handlungen widersprechen. Aus dem Grundsatz der Nothwendigkeit entstehn die traurigsten Folgen für das gesellschaftliche Leben. Mark-Aurel und Katilina, der Präsident de Thou und Ravaillak würden einerlei Verdienste haben, wenn man diesen Grundsatz annähme. Wenn wir ihn annehmen, so müssen wir die Menschen bloß als Maschinen betrachten, wovon die einen zur Ausübung des Lasters, und die andern zur Beobachtung der Tugend gemacht sind; die an und für sich selbst weder Verdienst noch Strafbarkeit haben, und mithin auf keine Vergeltung Anspruch machen und keine Strafe auf sich laden können: und solche Vorstellungen untergraben die Moral, die guten Sitten, und den Grund alles gesellschaftlichen Glücks. Woher entsteht aber jene Liebe zur Freiheit, die allen Menschen ohne Ausnahme eigen ist? Wäre die Freiheit ein bloßes Hirngespinst, woher hätten sie solche kennen gelernt? Die Erfahrung nur konnte sie die Freiheit lehren; sie mußte sie gefühlt haben: mithin muß sie wirklich seyn, oder die Liebe der Menschen für

dieselbe ist unerklärbar. Kalvin, Leibnitz, die Arminianer und der Verfasser des Système de la Nature mögen sagen, was sie wollen, sie werden dennoch Niemanden überreden, daß wir Mühlenräder sind, die eine nothwendige und unwiderstehliche Ursache willführlich in Bewegung setzt. Alle Fehler, in welche unser Verfasser gerathen ist, entstehen aus der Systemenwuth; diese läßt sich von ihren Meinungen einnehmen; sie trift hin und wieder einige Erscheinungen, Umstände und kleine einzelne Fälle an, die sich zu ihrem Grundsatze ziemlich passen: indem sie aber ihre Begriffe über das Allgemeine ausdehnte, stieß sie auf andre Verbindungen und auf Erfahrungswahrheiten, die dem angenommenen Systeme widersprachen; und diese mußten sich so lange drehen und zerren lassen, bis sie, so gut sie immer konnten, zu dem übrigen sich schickten. Gewiß ist es, daß unser Verfasser keinen der Beweise übersehen hat, welche die Lehre des Fatalismus befestigen können, zugleich aber ist es klar, daß er dieser Lehre im Laufe seines Werkes beständig widerspricht. In einem solchen Falle, denk ich, muß ein wahrer Philosoph der Liebe zur Wahrheit seine Eigenliebe aufopfern.

Nun wollen wir auf den Punkt kommen, der die Religion betrift. Man könnte dem Verfasser Dürftigkeit des Verstandes und hauptsächlich Einfalt zur Last legen; weil er in seinen Lästerungen wider die Religion ihr Mängel aufbürdet, die sie nicht hat. Wie kann er mit Wahrheit sagen, daß diese Religion die Ursache alles Unglücks des mensch-

lichen Geschlechts ist? Um sich richtig auszudrücken, hätte er bloß sagen können, daß der Ehrgeiz und Eigennutz der Menschen diese Religion zum Vorwand mißbrauchten, um die Welt zu beunruhigen und eigensüchtige Leidenschaften zu befriedigen. Was kann man, wenn man aufrichtig ist, an der in den zehn Geboten enthaltenen Sittenlehre tadeln? Stände in dem Evangelium nur der einzige Lehrsatz: „Thue „andern nicht, was du nicht willst, daß sie dir thun"; so würde man zugeben müssen, daß diese wenigen Worte den Kern aller Moral enthalten. Und predigte nicht Christus Verzeihung der Beleidigungen, Barmherzigkeit und Menschenliebe in seiner vortreflichen Bergrede? Man mußte also nicht das Gesetz mit dem Mißbrauch, das Geschriebene mit dem, was die Menschen thun, und die wahre christliche Moral mit der verderbten Priestermoral verwechseln. Wie kann er also der christlichen Religion zur Last legen, daß sie die Ursache der Verderbniß der Sitten sei? Mit Recht aber konnte der Verfasser den Geistlichen vorwerfen, daß sie den Glauben, äußerliche Gebräuche, leichte Büßungen und Abläße, die sie für baares Geld verkaufen, an die Stelle der gesellschaftlichen Tugenden, eines guten Wandels, eines unsträflichen Gewissens und einer wahren Sinnesbesserung setzten. Er konnte ihnen vorwerfen, daß sie vom Eide los sprachen, und den Gewissenszwang einführten. Diese strafbaren Mißbräuche verdienen, daß man sich wider diejenigen auflehnt, die sie einführen und billigen: allein mit welchem Rechte kann er es thun, er, der die Menschen für

Maschinen hält? Wie kann er eine konsurirte Maschine tadeln, die, durch Nothwendigkeit zum Betrug, zur Schelmerei gezwungen, ihr freches Spiel mit der Leichtgläubigkeit des Volkes trieb?

Jedoch wir wollen das System des Fatalismus einen Augenblick in Ruhe lassen, und die Dinge so nehmen, wie sie wirklich in der Welt sind. Der Verfasser hätte wissen sollen, daß weder Religion noch Gesetze und keine Regierung im Stande sind, zu verhindern, daß sich in den Staaten unter der Menge ihrer Bürger mehr oder weniger Bösewichter befinden: allenthalben ist der große Haufen nicht sehr vernünftig; er läßt sich leicht von dem Strome der Leidenschaften hinreißen, und hat mehr Hang zum Laster als Neigung zur Tugend. Alles was man von einer guten Regierungsform erwarten kann, besteht darin, daß die großen Verbrechen seltner seien, als unter einer schlechten. Unser Verfasser hätte wissen sollen, daß übertriebene Deklamazionen keine Gründe sind, daß Verleumdungen das Ansehen eines Philosophen sowohl, als eines Schriftstellers, der kein Philosoph ist, schmälern, und daß, wenn er in Zorn geräth, was denn zuweilen der Fall ist, man zu ihm, wie Menippus zum Jupiter sagen könnte: „Du ergreifst deinen Bliz, also hast du Unrecht.“ Es giebt nur eine Moral, und diese enthält, was die Menschen einander schuldig sind; sie ist die Grundsäule der bürgerlichen Gesellschaft; unter jeder Regierungsform, in jedem Religionssysteme muß sie immer dieselbe bleiben. Die Moral des Evangeliums in ihrer ganzen Reinigkeit genommen, würde durch

ihre Anwendung nützlich sein. Nehmen wir aber den Lehrsatz des Fatalismus an, so bleiben weder Moral noch Tugend; und das ganze Gebäude der Gesellschaft stürzt ein. Unleugbar hat unser Verfasser die Absicht, die Religion über den Haufen zu werfen; allein um dahin zu gelangen, hat er den schwersten Umweg genommen. Der natürlichste Weg, dem er folgen mußte, war, wie mich dünkt, dieser: er mußte den historischen Theil der Religion, die abgeschmackten Fabeln, worauf man sie erbauet hat, und die Traditionen angreifen, die ungereimter, närrischer und lächerlicher sind, als die thörigtesten Mährchen des Heidenthums. Auf diese Art konnte er beweisen, daß Gott nicht geredet hat; auf diese Art konnte er die Menschen aus ihrer thörigten und dummen Leichtgläubigkeit reissen. Der Verfasser hatte noch einen kürzern Weg, das nämliche Ziel zu erreichen. Nachdem er die Beweisgründe wider die Unsterblichkeit der Seele, die Lukrez in seinem dritten Buch mit so vieler Stärke vorträgt, entwickelt hatte, mußte er den Schluß daraus ziehn: „Da „für den Menschen mit diesem Leben alles aus ist, „da ihm nach dem Tode nichts zu fürchten und nichts „zu hoffen bleibt, so kann zwischen ihm und der „Gottheit kein Verhältniß statt finden, und diese „kann ihn weder strafen noch belohnen. Ohne jenes „Verhältniß aber zwischen den Menschen und Gott, „gibt es weder Gottesdienst noch Religion"; und das höchste Wesen wird für den Menschen bloß ein Gegenstand der Spekulation und der Neugierde. Allein, welch eine Menge von Sonderbarkeiten und

Widersprüchen in dem Werke dieses Philosophen! Nachdem er mühsam zwei Bände mit Beweisen seines Systems angefüllt hat, *) gesteht er, daß wenig Menschen fähig sind, es anzunehmen und ihm anzuhängen. Man sollte also glauben, daß er, eben so blind, als er die Natur vermuthet, ohne Absicht handelt; und daß er vermöge einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit ein Buch verfertigt, welches im Stande ist, ihn in die größten Gefahren zu stürzen, ohne daß er, oder irgend jemand, jemals den mindesten Vortheil davon haben könne.

Nun wollen wir auf die Regenten kommen, welche zu verschreien, sich der Verfasser vorzüglich bestrebt hat. Ich kann ihm wohl versichern, daß die Geistlichen den Fürsten nie die Thorheiten gesagt haben, die er ihnen in den Mund legt. Wenn jene sichs zuweilen beikommen lassen, die Könige das Bild der Gottheit zu nennen, so geschieht dies ohne Zweifel in einem sehr hyperbolischen Sinn, ob sie gleich wohl bei dieser Vergleichung die Absicht haben mögen, die Könige zu warnen, ihre Macht nicht zu mißbrauchen, und nach der gewöhnlichen Vorstellung, die man sich von der Gottheit macht, gerecht und wohlthätig zu sein. Der Verfasser denkt sich Verträge zwischen den Regenten und den Geistlichen, vermöge welcher die Fürsten der Geistlichkeit versprachen, die Priester zu ehren und in Ansehen zu bringen, mit der Bedingung, daß dieselben dem Volke Gehorsam einschärfen. Ich kann ihm wohl versichern, daß diese Vorstellung närrisch ist, und

*) 2ter Band 13. Kapitel.

daß nie etwas Ungegründeteres und Lächerlicheres ausgedacht ward, als dieser vermeinte Vertrag. Sehr wahrscheinlich ist es, daß sich die Priester Mühe geben, dieser Meinung Glauben zu verschaffen, um sich wichtig zu machen und in Ansehen zu setzen; es ist auch gewiß, daß Fürsten durch ihre Leichtgläubigkeit, ihren Aberglauben, ihre Geistesschwäche, und ihre blinde Anhänglichkeit für die Kirche, Anlaß geben, sie wegen eines solchen Verständnisses im Verdacht zu haben: es hängt alles von dem Charakter des Fürsten ab. Ist er schwach und bigott, so haben die Geistlichen die Oberhand: hat er das Unglück, ungläubig zu sein, so schmieden die Priester Kabalen wider ihn, und verläumden und schwärzen, in Ermanglung eines Beßern, sein Andenken.

Diese kleinen Versehen halte ich den Vorurtheilen des Verfaßers zu gute: allein, wie kann er den Königen vorwerfen, daß sie an der schlechten Erziehung ihrer Unterthanen Schuld sind? Er meint, es sei ein politischer Grundsaz, daß Unwissende gegen die Obrigkeit gehorsamer, als eine erleuchtete Nazion sein werden. Dies schmeckt ein wenig nach den Begriffen eines Schulrektors, der in einem kleinen Kreise von Spekulationen eingeschränkt, weder die Welt, noch die Regierungsgrundsätze, noch die Anfangsgründe der Politik kennt. Alle Regierungen gesitteter Völker haben ohne Zweifel auf den öffentlichen Unterricht ein wachsames Auge. Was sind denn die Schulen, die Akademien, die Universitäten, wovon Europa ganz voll ist, wenn sie keine zur Bildung der Jugend bestimm-

bestimmten Anstalten sind? Allein, fordern, daß in einem großen Staate ein Fürst für die Erziehung, die jeder einzelne Hausvater seinen Kindern giebt, Rechenschaft leisten soll, ist die lächerlichste Forderung, die je erdacht ward. Ein Regent muß sich niemals um das Innere der Familien bekümmern, noch sich in Dinge mischen, die in Privathäusern vorgehn, oder es entsteht daraus die verhaßteste Tirannei. Unser Philosoph schreibt hin, was ihm in die Feder kommt, ohne zu untersuchen, was es für Folgen haben kann. Auch war es gewiß nur ein Anfall übler Laune, der ihm die Artigkeit einflößte, die Höfe den Mittelpunkt des öffentlichen Verderbens zu nennen. Es dauert mich in der That um die Philosophie. Wie kann man so sehr übertreiben? Wie kann man solche Unanständigkeiten sagen? Ein minder heftiger Kopf, ein Weiser, würde es bei der Bemerkung haben bewenden lassen: je zahlreicher die Gesellschaften sind, desto weiter verfeinern sich die Laster; je mehr die Leidenschaften Gelegenheit haben sich zu entwickeln, desto thätiger werden sie. Den Mittelpunkt des Verderbens würde man dem Juvenal oder einem Satiriker von Profession verzeihen; aber einem Philosophen .... mehr will ich nicht davon sagen. Wäre unser Verfasser sechs Monate lang in der kleinen Stadt Pau in Bearn Syndikus gewesen, er würde die Menschen richtiger beurtheilen, als er sie nie durch seine eiteln Spekulationen wird kennen lernen. Wie kann er sich einbilden, daß die Regenten ihre Unterthanen zum Laster ermun-

tern; und welchen Vortheil würden sie davon haben, wenn sie sich in die Nothwendigkeit versetzten, die Uebelthäter zu strafen? Es ist nicht zu läugnen, daß hin und wieder einige Bösewichter der Strenge der Gesetze entwischen: aber dies geschieht niemals aus einer festen Absicht der Obrigkeit, durch die Hofnung der Straflosigkeit, zu Freveltaten anzureizen: dergleichen Fälle muß man der zu großen Nachsicht des Fürsten beimessen. Ohne Zweifel geschieht es in jeder Regierung, daß Verbrecher durch Ränke, durch Bestechung, oder durch den Beistand mächtiger Gönner Mittel finden, sich der verdienten Strafe zu entziehn; allein, um dergleichen Ränken, Intrigen und Bestechungen Einhalt thun zu können, müßte ein Fürst die Allwissenheit besitzen, welche die Theologen Gott zuschreiben. Unser Verfasser stolpert bei jedem Tritt, so bald er auf Regierungsangelegenheiten kommt. Er bildet sich ein, daß die Menschen durch die Noth und das Elend zu den größten Verbrechen gereizt werden. Dies ist der Fall nicht. Es giebt kein Land, in welchem nicht jeder Mensch, der nicht träge und faul ist, durch seine Arbeit so viel verdienen könnte, als er zu seiner Erhaltung bedarf. Schwelger und Verschwender sind in allen Staaten die gefährlichsten Menschen: durch ihre Verschwendung erschöpfen sie in kurzer Zeit ihre Mittel; dies bringt sie in die äußerste Verlegenheit; und nun nehmen sie zu den niedrigsten, verhaßtesten und entehrendsten Mitteln ihre Zuflucht. Die Bande des Katilina, der Anhang des Julius Cäsar; die

Frondeurs, die der Kardinal von Retz aufgewiegelt hatte, die Theilnehmer an Kromwells Glück, waren insgesammt Leute dieser Art, die weder ihre Schulden bezahlen, noch ihre zerrütteten Glücksumstände durch ein anderes Mittel, als durch die gänzliche Umstürzung des Staats, dessen Bürger sie waren, wiederherstellen konnten. In den vornehmsten Familien eines Staats werden die Verschwender Schelme oder Aufrührer: bei dem gemeinen Mann werden die Schwelger und Faullenzer zuletzt Räuber, und begehen die entsetzlichsten Frevelthaten gegen die öffentliche Sicherheit. Nachdem der Verfasser augenscheinlich bewiesen hat, daß er weder die Menschen kennt, noch versteht, wie sie müssen regiert werden; wiederholt er Boileaus satyrische Deklamationen wider Alexander den Großen, und thut Ausfälle auf Karl den Fünften und seinen Sohn Philipp II, wiewohl man offenbar bemerkt, daß er Ludwig XIV meint. Unter allen Paradoxen, welche unsre heutigen vermeinten Philosophen mit dem größten Wohlgefallen behaupten, scheint dasjenige ihnen am meisten am Herzen zu liegen, wodurch sie die großen Männer des vorigen Jahrhunderts herabzusetzen gedenken. Was für Ehre wird es ihnen machen, wenn sie die Fehler eines Königs vergrößern, die er mit so vielem Ruhm und so vieler Größe wieder gut gemacht hat? Außerdem sind die Fehler Ludwigs XIV bekannt; und diese angeblichen Philosophen haben nicht einmal den kleinen Vorzug, sie zuerst entdeckt zu haben. Nur acht Tage regiere ein Fürst, und er wird Fehler be-

gehen; um so viel mehr ein Monarch, der sechzig Jahre auf dem Throne saß. Wenn man als unparteiischer Richter auftreten will, und das Leben dieses großen Fürsten prüft, so wird man gestehen müssen, daß er in seinem Königreiche mehr Gutes als Böses gethan hat. Wollte man seine Apologie umständlich machen, so würde man einen ganzen Band auszufüllen haben: ich schränke mich hier auf die Hauptsachen ein. Man messe also, wie billig, die Verfolgung der Hugenotten der Schwachheit seines Alters, dem Aberglauben bei, in welchem er erzogen war, so wie dem unbedachtsamen Vertrauen, welches er in seinen Beichtvater setzte; die Verheerung der Pfalz schreibe man auf die Rechnung von Louvois harter und stolzer Gemüthsart: und dann wird man ihm, außer einigen aus Eitelkeit und herrschsüchtigem Stolze unternommenen Kriegen, nur wenige Vorwürfe zu machen haben. Uebrigens kann man es ihm nicht absprechen, daß er der Beschützer der schönen Künste war. Ihm hat Frankreich seine Manufakturen und seinen Handel zu danken: durch ihn erhielt es überdies die Rundung seiner schönen Gränzen, und die Achtung, welche es zu seiner Zeit in Europa genoß. Man lasse also seinen lobenswürdigen und wirklich königlichen Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren. Wer in unsern Tagen Fürsten tadeln will, muß ihre Weichlichkeit, ihre Unthätigkeit, und ihre Unwissenheit angreifen: größtentheils sind sie mehr schwach, als ehrgeizig; und mehr eitel, als herrschsüchtig.

Die wahren Gesinnungen des Verfassers über die Regierungen entdeckt man erst am Ende seines Werks: da lehrt er uns, daß nach seiner Meinung die Unterthanen das Recht haben sollten, ihre Regenten abzusetzen, wenn sie mit ihnen unzufrieden sind. Deßwegen beklagt er sich heftig über die großen Kriegsheere, durch welche diese Absetzung erschwert werden möchte. Es ist dem Leser dabei ungefähr so zu Muthe, als wenn er la Fontaines Fabel vom Wolf und vom Schäfer läse. Wenn jemals di Träumereien unsers Philosophen Wirklichkeit erlangen sollten, müßte man vorläufig die Regierungsformen in unsern europäischen Staaten umschmelzen, welches in seinen Augen eine Kleinigkeit ist; ferner müßten diese Unterthanen, die zu Richtern ihrer Fürsten eingesetzt werden sollten, weise und gerecht sein, welches mir unmöglich scheint; die Kandidaten des Thrones müsten ohne Ehrgeiz sein; keine Intrigue, keine Kabale, kein Geist der Unabhängigkeit müßten das Uebergewicht haben: auch müßte di Familie des vom Thron Abgesetzten gänzlich ausgerottet werden; oder es würden aus derselben Nahrung zu Bürgerkriegen und Anführer von Parteien entstehen, stets bereit sich an die Spitze der Aufrührer zu stellen, und die Ruhe des Staats zu stören. Auch würde diese Regierungsform noch die Folge haben, daß die Kandidaten und Thronbewerber unaufhörliche Unruhen machen, das Volk wider den Fürsten aufbringen, und Aufruhr und Empörung nähren würden, unter deren Begünstigung sie sich

schmeicheln könnten, ihr Glück zu vergrößern und zur Herrschaft zu gelangen; so daß eine solche Regierung unaufhörlich innern Kriegen ausgesetzt sein würde, die tausendmal gefährlicher sind, als auswärtige. Um solchen Zerrüttungen vorzubeugen, hat man in vielen Europäischen Staaten die Erbfolge angenommen und eingeführt. Man ward die Unruhen gewahr, welche die Wahlen nach sich zogen, und befürchtete mit Recht, daß eifersüchtige Nachbarn eine so günstige Gelegenheit benutzen möchten, das Königreich zu unterjochen oder zu verwüsten. Es war dem Verfasser leicht, *die Folgen seiner Grundsätze einzusehen*, er durfte nur einen Blick auf Polen werfen, wo eine jede Königswahl die Epoche eines bürgerlichen und auswärtigen Krieges ist.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man in menschlichen Dingen Vollkommenheit anzutreffen glaubt: die Einbildungskraft kann sich dergleichen Chimären machen; aber Wirklichkeit werden sie nie erlangen. Seitdem die Welt steht, haben die Nazionen mit allen Arten von Regierungsformen einen Versuch gemacht; die Geschichte wimmelt von Beispielen: aber keine einzige ist ohne Nachtheile. Indessen haben die meisten Völker die Erbfolge der regierenden Familien bestätiget, weil unter den Beschwerden der verschiedenen Regierungsformen, die ihrer Wahl offen standen, diese die erträglichsten nach sich zieht. Das Uebel, welches aus dieser Einrichtung folgt, bestehet in der Unmöglichkeit, daß während einer langen Reihe von Jahren in ei-

ner Familie Talente und Verdienst vom Vater auf den Sohn ununterbrochen können fortgepflanzt werden; und bisweilen der Fall eintritt, daß unwürdige Fürsten den Thron besteigen. In diesem Falle bleibt noch ein Hülfsmittel übrig: nemlich geschickte Minister, welche durch ihre Geschicklichkeit den Schaden wieder gut machen können, den die Unfähigkeit des Regenten anrichten würde. Das Gute, welches offenbar aus dieser Einrichtung folgt, ist dieses, daß Fürsten, die auf dem Thron geboren sind, weniger Stolz und Eitelkeit besitzen, als solche, die aus der Niedrigkeit sich zu dieser Höhe erheben, und aufgebläht von ihrer Größe, diejenigen verachten, welche ehemals ihres gleichen waren, und bei aller Gelegenheit mit Wohlgefallen ihre Größe empfinden lassen. Hauptsächlich aber bemerke man, daß ein Fürst, der versichert ist, daß seine Kinder ihm auf dem Throne folgen werden, der also für seine Familie zu arbeiten glaubt, sich mit mehrerem Eifer das wahre Beste des Staats wird angelegen sein lassen, da er denselben als sein väterliches Erbe betrachtet; dahingegen die Regenten in den Wahlreichen nur an sich denken, und für nichts weiter sorgen, als was, so lange sie leben, geschehen wird; sie bestreben sich, ihre Familie zu bereichern, und lassen alles zu Grunde gehen, weil sie den Staat nur als einen zeitlichen Besitz, dem sie einstens entsagen müssen, betrachten. Will sich jemand davon überzeugen, so darf er nur auf das sehen, was in den deutschen Bisthümern, in Polen, und selbst in Rom vorgeht, wo

die traurigen Folgen der Wahl nur zu deutlich sind. In dieser Welt findet man überall Schwierigkeiten und oft fürchterliche Uebel. Wenn man sich also Einsichten genug zutraut, die Welt aufklären zu können, so muß man sich vor allen Dingen in Acht nehmen, Hülfsmittel vorzuschlagen, die schlimmer sind, als die Uebel, über welche man sich beklagt; und wenn man es nicht besser machen kann, es bei dem alten Herkommen und vorzüglich bei den eingeführten Gesetzen bewenden lassen.

Vorerinnerung

zur

Henriade

des

Herrn von Voltaire.

Ganz Europa kennt die Henriade. Durch die vielfältigen Ausgaben, die man davon geliefert hat, ist sie unter allen Nazionen verbreitet worden, welche Bücher und so viel Verfeinerung haben, um einigen Geschmack an den Wissenschaften zu finden.

Vielleicht ist Herr von Voltaire der einzige Schriftsteller, der die Vollkommenheit seiner Kunst dem Interesse seiner Eigenliebe vorzog, und nicht müde ward seine Fehler zu verbessern. Seit der ersten Ausgabe, in der die Henriade unter dem Titel Poëme de la ligue erschien, bis zu derjenigen, die itzt das Publikum erhält, hat sich der Verfasser durch immer erneuertes Bestreben bis zu jenem Grade der Vollkommenheit erhoben, den gewöhnlich die großen Genies und die Meister der Kunst besser sich denken, als wirklich erreichen können.

Der Verfasser hat die Ausgabe, die man itzt dem Publikum liefert, ansehnlich vermehrt: ein offenbares Kennzeichen, daß die Fruchtbarkeit seines Geistes einer unerschöpflichen Quelle gleicht, und daß man, ohne sich zu täuschen, von einer so vortreflichen Feder, wie die des Herrn von Voltaire, stets neue Schönheiten und etwas Vollkommenes erwarten kann.

Unzählbar sind die Schwierigkeiten, welche dieser Meister in der französischen Dichtkunst zu über-

steigen hatte, als er dieses Heldengedicht verfertigte. Er hatte die Vorurtheile des ganzen Europa und seiner eignen Nazion wider sich, welche alle meinten, daß die Epopee im Französischen niemals gerathen würde. Vor ihm stand das traurige Beispiel seiner Vorgänger, die insgesammt auf dieser mühvollen Bahn gestrauchelt hatten. Auch mußte er jene abergläubische Ehrfurcht des gelehrten Haufens für den Virgil und Homer bekämpfen; mehr aber noch als das alles, eine schwache und zärtliche Gesundheit, die jeden Andern, als er, der für den Ruhm seines Volks weniger Eifer empfunden hätte, außer Stand gesetzt haben würde, zu arbeiten. Dieser Hindernisse ungeachtet, hat Herr von Voltaire seinen Endzweck, wiewohl auf Kosten seines Glücks und öfters seiner Ruhe, erreicht.

Ein so großes Genie, ein so erhabner Geist, ein so arbeitsamer Mann, wie Herr von Voltaire, würde sich den Weg zu den höchsten Bedienungen eröfnet haben, wenn er die Sphäre der Wissenschaften, deren er sich befleissiget, hätte verlassen, und sich den Geschäften hätte widmen wollen, welche der Ehrgeiz und der Eigennutz der Menschen gewöhnlich ernstliche Beschäftigungen zu nennen pflegt. Aber er folgte lieber dem unwiderstehlichen Triebe seines Genies, als daß er nach den Vortheilen strebte, die ihm das Glück nicht hätte versagen können. Er hat dafür auch Fortschritte gemacht, die seiner Erwartung völlig entsprechen. Er macht den Wissenschaften eben so viel Ehre, als ihm die Wissenschaften machen. In der Henriade kennt

man ihn nur als Dichter: allein er ist zugleich ein gründlicher Philosoph und ein einsichtsvoller Geschichtschreiber.

Die Künste und Wissenschaften gleichen weitläuftigen Regionen, welche zu erobern uns fast eben so unmöglich ist, als dem Cäsar oder auch dem Alexander die Eroberung der ganzen Welt war. Es bedarf vieler Talente und vieler Anstrengung, um sich eines kleinen Gebietes zu bemächtigen; auch rücken die mehresten Menschen, bei der Eroberung dieser Regionen, nur im Schneckengange fort. Mit den Wissenschaften hat es indessen die Bewandniß gehabt, wie mit den Staaten der Welt, die eine große Menge kleiner Beherrscher unter sich getheilt haben. Die Vereinigung der kleinen Fürsten war, was man Akademieen nennt; und wie sich in den aristokratischen Regierungen oftmals Menschen finden, die mit einem vorzüglichen Geiste geboren waren, und sich über die andern erhoben, eben so haben die aufgeklärten Jahrhunderte Menschen hervorgebracht, die in sich die Wissenschaften vereinigten, woran vierzig andre denkende Köpfe hinlängliche Geschäfte gefunden hätten. Was die Leibnitze, und Fontenelle zu ihrer Zeit waren, das ist heutzutage Voltaire: es gibt keine Wissenschaft, die die Sphäre seiner Thätigkeit nicht mit einschließt; und von der erhabensten Geometrie an bis zur Dichtkunst hat sich die Stärke seines Geistes alles unterwürfig gemacht.

Ein Jeder, der Weltkenntniß besitzt und die Schriften des Herrn von Voltaire gelesen hat, wird

leicht begreifen, daß der Neid seiner nicht schonen konnte: ein überwiegendes Verdienst und ein großer Ruhm empören gewöhnlich die Halbgelehrten, diese Mitteldinger von Gelehrsamkeit und Dummheit: da diese Elenden ohne Talente sind, so mißhandeln sie in ihrem dummen Stolze diejenigen, die sie unter sich glauben; und verfolgen hartnäckig diejenigen, deren heller Glanz sie verdunkelt. Auch hat sich alles, was Bosheit, Verläumdung, Undankbarkeit und Haß vermochten, wider den Herrn von Voltaire verschworen; es gibt keine Art von Verfolgung, die er nicht erduldet hat, und *Obrigkeiten*, welchen es die Sorge für ihren eigenen Ruhm zur Pflicht machte, ihn zu beschützen, überließen ihn niederträchtigerweise dem Hasse derer, die durch ihre Schandthaten seine Feinde geworden waren.

Obgleich wenigstens zwanzig Wissenschaften den Herrn von Voltaire beschäftigten; obgleich häufige Unpäßlichkeiten ihn drückten; und des Verdrusses ungeachtet, den ihm unwürdige Neider verursachten: brachte er dennoch seine Henriade zu einem Grade von Vollkommenheit, den, meines Wissens, noch kein Gedicht erreicht hat.

In dem Gange und in der Einrichtung der Henriade findet man alle nur ersinnliche Kunst. Der Verfasser hat die dem Homer und Virgil gemachten Vorwürfe benutzt. Die Gesänge der Iliade haben unter sich wenig oder gar keinen Zusammenhang, wovon sie auch den Namen Rhapsodieen erhalten haben. In der Henriade findet man eine sehr genaue Verbindung aller Gesänge: es ist

ein einziger Gegenstand, den die Zeitordnung in zehn Haupthandlungen abgetheilt hat. Die Auflösung des Knotens der Henriade ist natürlich: es ist die Bekehrung Heinrichs IV, und sein Einzug in Paris; welche den bürgerlichen Kriegen der Liguisten, wodurch Frankreich in Verwirrung gestürzt wurde, ein Ende machten; und in dieser Rücksicht hat der französische Dichter unendliche Vorzüge vor dem Lateinischen, dessen Aeneide gegen das Ende viel weniger Interesse, als zu Anfang, hat. Gegen das Ende sind es nur noch schwache Funken des lebhaften Feuers, welches der Leser im Anfange dieses Gedichtes bewunderte. Fast sollte man sagen, Virgil hätte die ersten Gesänge in der Blüthe seiner Jugend, die letzten aber in dem Alter gedichtet, wo die sterbende Imaginazion und das halberloschene Feuer des Geistes den Kriegern nicht mehr Helden, und den Dichtern nicht mehr Dichter zu sein, erlaubt.

Wenn der französische Dichter den Homer und Virgil in einigen Stellen nachahmet, so behält doch seine Nachahmung allezeit etwas originales; und man sieht, daß der französische Dichter dem Griechischen und Lateinischen an Beurtheilung unendlich überlegen ist. Man vergleiche Ulysses Fahrt in die Unterwelt mit dem siebenden Gesange der Henriade, und man wird sehen, daß Letzterer mit einer Menge von Schönheiten prangt, die Herr von Voltaire nur sich allein zu danken hat: der Einfall allein, Heinrich IV träumend sehn zu lassen, was er im Himmel oder in der Hölle sieht, und was ihm im

Tempel des Schicksals geweissagt wird, dieser Einfall allein ist eine ganze Iliade werth; denn der Traum Heinrichs IV führt alles, was mit ihm vorgeht, zu den Regeln der Wahrscheinlichkeit zurück; dahingegen Ulysses Reise in die Unterwelt von allen den Annehmlichkeiten entblößt ist, die Homers sinnreicher Erdichtung das Ansehn der Wahrheit hätten verschaffen können. Ferner stehen alle Episoden der Henriade am rechten Orte. Der Verfasser hat die Kunst so wohl zu verbergen gewußt, und sie ist so natürlich angebracht, daß es schwer ist, sie zu entdecken; man möchte sagen, daß die Früchte seiner erfinderischen Einbildungskraft, die zur Ausschmückung des ganzen Gedichtes angewandt sind, natürlich und nothwendig dahin gehören. Hier sind keine unbedeutende Umständlichkeiten, in welche so viele Schriftsteller sich verlieren, bei denen Trockenheit und Schwulst die Stelle des Genies vertreten. Herr von Voltaire befleißigt sich, rührende Gegenstände mit Wärme und Interesse vorzutragen; er besitzt die große Kunst, das Herz zu bewegen. Zum Beweise dienen die empfindungsvollen Stellen, der Tod des Coligny, Valois Ermordung, der Kampf des jungen Dailli, der Abschied Heinrichs IV von der schönen Gabrielle d'Etrees, und der Tod des tapfern Aumale. Man wird bewegt, so oft man sie liest. Kurz, der Verfasser weilt blos bei den wichtigen Stellen und übergeht flüchtig diejenigen, die sein Gedicht nur verlängern würden: nichts ist in der Henriade zu viel, nichts zu wenig.

Das

Das Wunderbare, wovon der Verfasser Gebrauch gemacht hat, kann keinem vernünftigen Leser auffallend sein; durch das System der Religion hat man alles wahrscheinlich zu machen gewußt.

Alle Allegorieen, die man in diesem Gedichte antrift, sind neu. Hier sind die Politik, die im Vatikan wohnt, der Tempel der Liebe, die wahre Religion, die Tugenden, die Zwietracht, alle Laster; alles lebt, alles ist durch den Pinsel des Herrn von Voltaire beseelt: nach dem Urtheil der Kenner, sind es lauter vorzügliche Gemälde, welche alles übertreffen, was je der meisterhafte Pinsel eines Karaccio und Poußin hervorbrachte.

Nun bleibt mir noch übrig von der Poesie des Ausdruckes zu reden, von diesem Theile, der eigentlich den Dichter charakterisirt. Nie hatte die französische Sprache so viel Stärke, als in der Henriade; allenthalben findet man Hoheit. Der Verfasser schwingt sich mit vielem Feuer bis zum Erhabnen empor, und läßt sich nie anders, als mit Anmuth und Würde herab. Welche Lebhaftigkeit in den Schilderungen, welche Stärke in den Charakteren und Beschreibungen, und welche Würde in den kleinsten Zügen! Der Kampf des jungen Türenne wird stets den Leser in Verwunderung setzen. In dieser Schilderung der Fechtkunst, in den kleinen Umständen des Angriffes und der Vertheidigung, hat Herr von Voltaire vorzüglich die Schwierigkeiten empfinden müssen, die das Genie seiner Sprache ihm in den Weg legte. Dennoch hat er sich zu seiner Ehre herausgewickelt; er

versetzt den Leser auf das Schlachtfeld, und man glaubt mehr eine Schlacht zu sehen, als die Beschreibung derselben in Versen zu lesen.

Was gesunde Moral und edle Gesinnungen betrifft, so findet man in diesem Gedichte alles, was man verlangen kann. Die vorsichtige Tapferkeit Heinrichs IV, seine Großmuth, und seine Menschenliebe, sollten allen Königen und Helden zum Muster dienen, die bisweilen zur Unzeit einen Ruhm in Härte und Unmenschlichkeit gegen diejenigen suchten, die das Schicksal der Staaten oder das Kriegsglück ihrer Gewalt unterworfen hat: im Vorbeigehen sei ihnen gesagt, daß wahre Größe weder in der Unbiegsamkeit, noch in der Tyrannei besteht, wohl aber in den Gesinnungen, die der Verfasser mit so vieler Würde ausdrückt.

„ Du, des Himmels Geschenk, erhabener Seelen Vergnügen,
„ Freundschaft, nie gefühlt dem glänzenden Undank der Fürsten,
„ Denen das traurige Loos, Dich nimmer zu kennen, gefallen.

Der Charakter Philips von Mornay kann ebenfalls unter die Meisterstücke der Henriade gezählt werden. Dieser Charakter ist ganz neu; ein Krieger und zugleich Philosoph, ein Soldat mit Menschengefühl, ein Hofmann voll Aufrichtigkeit und ohne Schmeichelei. Die Vereinigung so seltner Tugenden muß unsern Beifall verdienen: auch hat hier der Verfasser gleichsam aus einer reichen Quelle von Gefühlen geschöpft. Wie gern seh' ich Philipp von Mor-

nay, diesen treuen, stoischen Freund, an der Seite seines jungen und tapfern Gebieters, überall den Tod zurücktreiben, und selbst nie tödten. Diese philosophische Weisheit ist von den Sitten unsers Jahrhunderts weit entfernt; und es ist traurig für die Menschheit, daß ein so schöner Charakter, als der Charakter dieses Weisen, bloß eine Erdichtung ist.

Außerdem herrscht in der Henriade durchgehends Menschengefühl: diese den Fürsten so nöthige, oder vielmehr ihre einzige Tugend wird unaufhörlich von dem Herrn von Voltaire erhoben. Er schildert einen siegreichen König, der den Ueberwundenen verzeiht: er führt diesen Helden zu den Mauern von Paris, wo er, an statt diese rebellische Stadt zu verheeren, die Einwohner, die vom drückendsten Hunger gequält sind, mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt: auf einer andern Seite malt er mit den lebhaftesten Farben das gräßliche Blutbad in der Sankt Bartholomäusnacht, und die unerhörte Grausamkeit, mit welcher Karl IX selbst den Tod seiner unglücklichen kalvinistischen Unterthanen beschleunigte; die finstre Staasklugheit Philipps II: die Ränke und die List Sixtus des Fünften: den empfindungslosen Schlummer der Valois; und die Schwachheiten, zu welchen Heinrich IV durch die Liebe verleitet ward, werden nach ihrem wahren Werth abgewogen. Herr von Voltaire begleitet alle diese Erzählungen mit kurzen, aber vortreflichen Betrachtungen, die das Urtheil der Jugend bilden, und von den Tugenden und Lastern die

Begriffe geben können, die man davon haben muß. Ueberall empfiehlt der Verfasser, in diesem Gedichte, den Völkern Treue gegen ihre Gesetze und ihre Regenten: den Namen des Präsidenten Harlai, dessen unverletzliche Treue gegen seinen Herrn eine solche Belohnung verdiente, hat er unsterblich gemacht: eben so verewigt er die Parlementsräthe Brisson, Larchet, Tardif, welche die Aufrührer tödteten; wodurch der Verfasser zu folgender Betrachtung Anlaß bekömmt:

„ Eure Namen, auf immer berühmt, nennt einst noch die Nachwelt;
„ Ruhmvollen Todes stirbt der, der seinem Könige stirbet.

Poitiers Rede an die Aufrührer ist sowohl wegen der Richtigkeit der Gesinnungen, als wegen der Stärke der Beredsamkeit schön. Der Verfasser läßt eine sehr ehrwürdige Magistratsperson in der Versammlung der Ligue reden. Muthig widersetzt sie sich der Absicht der Rebellen, die unter sich einen König wählen wollten; sie verweist sie an die rechtmäßige Herrschaft ihres Regenten, der sie sich entziehen wollen; sie verdammt alle große Eigenschaften der Aufrührer, in so fern sie kriegerische Eigenschaften sind, weil sie Verbrechen wurden, so bald die Aufrührer wider ihren König Gebrauch davon machten. Doch ich werde mit Worten die Vortreflichkeit dieser Rede nicht gehörig würdigen können; sie muß mit Aufmerksamkeit gelesen werden: meine Absicht ist bloß, den Leser, der sie mit Flüchtigkeit

übergehen möchte, auf die Schönheiten derselben aufmerksam zu machen.

Ich komme nun auf den eigentlichen Gegenstand der Henriade, den Religionskrieg. Natürlicherweise mußte der Verfasser die Mißbräuche erzählen, welche die Abergläubigen und Schwärmer gewöhnlich mit der Religion treiben: denn man hat die Bemerkung gemacht, daß diese Art Kriege, durch, ich weiß nicht welches widrige Geschick, allzeit blutiger und hartnäckiger gewesen sind, als die Kriege, die von dem Ehrgeiz der Fürsten oder von der Unbiegsamkeit der Unterthanen angefacht wurden; und da Schwärmerei und Aberglauben von jeher die Triebfedern der verabscheuungswürdigen Politik der Großen und der Geistlichkeit gewesen sind, mußte man jenen nothwendig einen Damm entgegen setzen. Der Verfasser hat alles Feuer seiner Einbildungskraft, alles was die Beredsamkeit und die Dichtkunst vermochten, aufgeboten, dem jetzigen Jahrhundert die Thorheiten unsrer Vorfahren lebhaft vor Augen zu stellen, um uns davor auf immer zu bewahren. Gern möchte er den kriegerischen Geist und die Läger von den spitzfindigen und gekünstelten Argumenten der Schulen reinigen, und letztere dem pedantischen Schwarm der Scholastiker überlassen; gern möchte er auf immer den Menschen das heilige Schwerdt entreißen, welches sie vom Altar nehmen, um ihre Brüder unbarmherzig damit zu ermorden. Kurz, das Wohl und die Ruhe des gesellschaftlichen Lebens sind der Hauptendzweck dieses Gedichtes; und eben deswegen warnt der Verfasser so oft vor

der gefährlichen Klippe der Schwärmerei und des blinden Religionseifers.

Es hat jedoch den Anschein, als wenn der Gebrauch, Religionskriege zu führen, zum Wohl für die Menschheit, vorüber sei; und dieses wäre eine Thorheit weniger in der Welt. — Allein ich darf sagen, daß wir solches zum Theil dem philosophischen Geist zu verdanken haben, der seit einigen Jahren in Europa merklich die Oberhand erhält; je aufgeklärter man ist, desto weniger ist man abergläubisch. Ganz anders war das Jahrhundert, in welchem Heinrich IV lebte. Die Unwissenheit der Mönche, die alle Vorstellung überstieg, und die Barbarei der Menschen, die keine andere Beschäftigung kannten, als auf die Jagd zu gehn und sich einander todtzuschlagen, öfneten den handgreiflichsten Irrthümern den Eingang. Maria von Medici und die aufrührischen Prinzen konnten also damals um so viel eher die Leichtgläubigkeit des Volks täuschen, da es roh, blind und unwissend war.

Die verfeinerten Jahrhunderte, in welchen die Wissenschaften blühten, haben keine Beispiele von Religions- oder bürgerlichen Kriegen aufzustellen. Zur Zeit des Flors des römischen Reichs, das heißt, gegen das Ende der Regierung des Augusts, war dieser ganze Staat, der fast die zwei Drittheile unsrer Welt umfaßte, ruhig und ohne Bewegungen. Die Menschen überließen das Interesse der Religion denen, deren Amt es mit sich brachte, dafür zu sorgen; und zogen die Ruhe, die Vergnügungen und die Wissenschaften der ehrgeizigen Ra-

ſerei vor, ſich unter einander über bloßen Wortſtreit, aus Eigennuz, oder um eines unglücklichen Ruhmes willen, zu erwürgen.

Eben ſo liefert uns das Zeitalter Ludwigs des Großen, welches ohne Schmeichelei mit dem Zeitalter Auguſts kann verglichen werden, ein Beiſpiel einer für das Innre des Reichs glücklichen und ruhigen Regierung, die aber gegen das Ende unglücklicher Weiſe durch den großen Einfluß geſtört ward, den der Jeſuit Le Tellier auf die Denkungsart Ludwigs XIV hatte, der ſchon ſchwach zu werden anfing. Allein dies iſt eigentlich das Werk eines Einzigen; und ohne eine offenbare Ungerechtigkeit, kann man es dieſem außerdem an großen Männern ſo fruchtbarem Jahrhundert nicht zur Laſt legen.

Alſo haben die Wiſſenſchaften die Menſchen immer menſchlicher gemacht, indem ſie ihnen ſanfte Sitten und Gerechtigkeit einflößten, und die Neigung zu Gewaltthätigkeiten benahmen; wenigſtens haben ſie an dem Beſten des geſellſchaftlichen Lebens und an dem Glücke der Völker eben ſo viel Antheil, als die Geſeze. Unvermerkt wird liebenswürdige und ſanfte Denkungsart von den Verehrern der Künſte und Wiſſenſchaften, auf das Ganze und den gemeinen Haufen verbreitet; vom Hofe kommt ſie auf den Bürger der Hauptſtadt, und von da in die Provinzen. Daraus ſieht man deutlich, daß die Natur uns beſtimmt, nicht, uns in der Welt einander zu erwürgen, ſondern, einander in unſern gemeinſchaftlichen Bedrängniſſen Hülfe zu leiſten; daß uns Unglück, Schwachheiten und der Tod unaufhörlich verfolgen, und daß es eine auſſerordentliche Thorheit iſt, die Anzahl der Urſachen unſers Elends und unſrer Zerſtörung zu vervielfälti-

gen. Ungeachtet der Verschiedenheit der Stände, erkennt man doch die Gleichheit, die wir von Natur haben, die Nothwendigkeit, einig und friedlich zu leben, zu welcher Nazion wir auch gehören und welchen Meinungen wir auch zugethan sein mögen: man erkennt, daß die Freundschaft und das Mitleid allgemeine Pflichten sind; kurz die Ueberlegung bessert in uns alle Fehler des Temperaments.

Dies ist der wahre Gebrauch von den Wissenschaften; und hieraus läßt sich die Verbindlichkeit folgern, die wir gegen diejenigen haben, die sich denselben widmen, und das Studium derselben unter uns dauerhaft und allgemein zu machen suchen. Stets schien mir Herr von Voltaire, der alle diese Wissenschaften umfaßt, einen Antheil an dem Danke des Publikums zu verdienen, und das um desto mehr, da er sein Leben und seine Kräfte alle zum Wohl der Menschheit aufbot. Diese Betrachtung und das Verlangen, welches ich stets gehabt habe, der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, haben mich bewogen, dem Publikum diese Ausgabe zu verschaffen: ich habe sie des Herrn von Voltaire und seiner Leser so würdig gemacht, als es mir möglich war.

Kurz, ich glaubte unser Jahrhundert einigermaßen dadurch zu ehren, daß ich diesem bewundernswürdigen Schriftsteller Beweise der Hochachtung gab, und daß sich wenigstens die Nachwelt von einem Zeitalter zum andern wider sagen würde: daß, wenn unser Jahrhundert berühmte Männer erzeugte, es auch die ganze Vortreflichkeit derselben erkannte; und daß weder Neid noch Ränke diejenigen hätten unterdrücken können, die ihr Verdienst und ihre Talente vom Pöbel und so gar unter den großen Männern auszeichneten.

Abhandlung

über die

Schuldlosigkeit

der

Verstandesirrungen.

Mein Herr,

Ich glaube mich verpflichtet, Ihnen von meiner Muße und von der Anwendung meiner Zeit Rechenschaft zu geben. Sie kennen meinen Geschmack für die Philosophie; er ist bei mir eine wahre Leidenschaft, er begleitet mich unabläßig auf allen meinen Schritten. Einige Freunde, welche diesen meinen überwiegenden Geschmack kennen, unterhalten mich oft mit spekulativen Gegenständen aus der Physik, Metaphysik oder Moral; es sei nun, weil sie selbst Vergnügen daran finden, oder, um sich nach meinem Geschmacke zu richten. Gewöhnlich sind unsre Unterredungen von geringer Bedeutung, weil sie bekannte Gegenstände, oder solche betreffen, die des scharfen Blickes der Gelehrten nicht würdig genug sind. Mehr Aufmerksamkeit schien mir die Unterredung zu verdienen, welche ich gestern Abend mit Philanten hatte; sie betraf einen Gegenstand, der fast das ganze menschliche

Geschlecht interessirt und worüber die Meinungen getheilt sind. Sogleich dacht' ich an Sie; ich glaubte Ihnen diese Unterredung schuldig zu sein. *) Gleich nach dem Spaziergange, ging ich in mein Zimmer, und brachte sie, da die Ideen meinem Geiste noch ganz gegenwärtig waren, so gut es mir möglich war, zu Papiere. Ich bitte Sie, mein Herr, mir Ihre Meinung darüber zu sagen; und bin ich so glücklich, mit Ihnen überein zu stimmen, so wird mich Ihre Aufrichtigkeit für meine Bemühung belohnen, und ich werde mich für reichlich belohnt halten, wenn Ihnen meine Arbeit nicht unangenehm ist. Es war gestern das schönste Wetter von der Welt; die Sonne glänzte heller, als gewöhnlich: der Himmel war so heiter, daß man auch in der größten Entfernung kein Wölkchen sah. Ich hatte den ganzen Morgen mit Studieren zugebracht, und um mich von der Arbeit zu erholen, machte ich mit *Philanten* einen Spaziergang. Ziemlich lange unterhielten wir uns von dem Glück, dessen die Menschen genießen, und von der Unempfindlichkeit der Mehresten, welche die Annehmlichkeiten einer heitern Sonne und einer rei-

*) Der Ausdruck des Textes: Je vous devais cette conversation; ist zweideutig, und kann entweder: ich hielt es für meine Pflicht, ihnen diese Unterredung mitzutheilen; oder auch: ich hatte ihnen diese Unterredung zu verdanken; übersetzt werden. Deswegen hat der Uebersetzer auch die Zweideutigkeit in seinem Ausdrucke beibehalten.

nen und stillen Luft nicht empfinden. Wir kamen von einer Betrachtung in die andere, und wurden endlich gewahr, daß das Gespräch unsern Spaziergang sehr verlängert hatte, und daß es Zeit war, umzukehren, wenn wir noch vor Einbruch der Nacht nach Hause kommen wollten. Philant, der es zuerst bemerkte, machte mir im Scherz darüber Vorwürfe. Ich suchte mich dadurch zu vertheidigen, daß ich ihm sagte, seine Unterhaltung schiene mir so angenehm, daß ich in seiner Gesellschaft die Augenblicke nicht zählte, und geglaubt hätte, es wäre Zeit an unsre Rückkehr zu denken, wann sich die Sonne neigen würde. Wie! die Sonne sich neigen? erwiederte er. Sie sind ein Kopernikaner, und doch richten Sie Sich nach der Sprache des gemeinen Haufens, nach den Irrthümern des Tycho Brahe? Nur gelassen, antwortete ich; Sie sind zu hitzig. Erstens kam es hier bei einer vertraulichen Unterredung nicht auf Philosophie an; und wenn ich hier wider Kopernikus gefehlt habe, so muß man mir meinen Fehler eben so leicht verzeihen, als dem Josua, der der Sonne in ihrem Laufe stillstehen hieß, und doch von den Geheimnissen der Natur genau unterrichtet sein mußte, da er von Gott erleuchtet war. In diesem Augenblick sprach Josua wie das gemeine Volk; und ich rede mit einem aufgeklärten Manne, der mich richtig verstehen wird, ich mag sprechen, wie ich will. Weil Sie aber hier den Tycho Brahe angreifen, so erlauben Sie mir auf einen Augenblick, daß ich auch Sie angreife. Ihr Eifer für den Kopernikus scheint sehr feurig zu sein:

Sie schleudern so gleich Bannstrahlen auf alle diejenige, die andrer Meinung sind, als er. Ich will glauben, daß er recht hat: ist es denn aber auch ganz zuverläßig? Wer ist Ihnen dafür Bürge? Hat Ihnen die Natur, hat Ihnen ihr Urheber etwas von des Kopernikus Untrüglichkeit geoffenbart? Ich meines Theils sehe nur ein System, einen Zusammenhang in den Träumereien des Kopernikus, die er, so gut als er konnte, den Wirkungen der Natur anzupassen suchte. Philant ward hitzig und sagte: Ich aber, ich sehe die Wahrheit. — Die Wahrheit? und was nennen Sie Wahrheit? — Wirkliche Evidenz der Wesen und der Thatsachen. — Und die Wahrheit erkennen? fuhr ich fort. — Es dahin gebracht haben, antwortete er mir, daß man ein genaues Verhältniß findet, zwischen den Wesen die wirklich existiren, oder existirt haben, und unsern Ideen; zwischen den vergangenen und gegenwärtigen Phänomenen, und den Begriffen, die wir davon haben. Dem zu Folge, mein lieber Philant, sagte ich ihm; dürfen wir uns nicht schmeicheln, viel Wahrheiten zu kennen; sie sind fast alle zweifelhaft, und nach der Erklärung, die Sie mir eben selbst gegeben haben, giebt es höchstens nur zwei oder drei Wahrheiten, die unumstößlich sind. Das Verhältniß der Sinne, beinah das Sicherste, das wir haben, ist von Ungewißheit nicht ganz frei. Unsere Augen täuschen uns, wenn sie uns in der Ferne einen Thurm rund vorstellen, den wir viereckigt finden, wann wir näher kommen. Bisweilen glauben wir Töne

zu hören, die nur in unsrer Einbildung statt finden, und in einem auf unsre Ohren geschehenen dumpfen Eindrucke bestehen. Eben so unzuverläßig, als die übrigen Sinne, ist der Geruch: bisweilen glauben wir auf Wiesen oder in Wäldern Blumen zu riechen, die doch nicht da sind; und in diesem Augenblicke, da ich mit Ihnen spreche, bemerke ich an dem Blute, welches von meiner Hand fließt, daß mich eine Mücke gestochen hat; die Hitze unsers Gesprächs hat mich unempfindlich gegen den Schmerz gemacht, und das Gefühl hat mir seine Dienste versagt. Wenn nun das Zuverläßigste, das wir haben, so sehr zweifelhaft ist, wie können Sie mit so vieler Gewißheit von abstrakten Gegenständen der Philosophie reden? Weil sie evident sind, erwiderte Philant, und weil das kopernikanische System durch die Erfahrung bestätigt wird. Die Revoluzionen der Planeten sind in demselben mit einer wunderbaren Genauigkeit bestimmt; die Finsternisse mit einer erstaunenswürdigen Richtigkeit berechnet: kurz, dieses System erklärt vollkommen das Räthsel der Natur! Was würden Sie aber sagen, wendete ich ein, wenn ich Ihnen ein System zeigte, welches von dem Ihrigen gewiß sehr verschieden ist, und, durch einen offenbar falschen Grundsatz, die nämlichen Wunder, als das Kopernikanische, erklärt. Sie meinen die Irrthümer der Malabaren, erwiderte Philant. Gerade von ihrem Berge wollt ich mit Ihnen sprechen: allein, es sei nach ihrer Meinung noch so sehr Irrthum, mein lieber Philant, so erklärt doch dieses System die Erscheinun-

gen der Natur am Himmel vollkommen; und man erstaunt, daß diese Astronomen die nämlichen Revoluzionen und die nämlichen Finsternisse so genau, wie Ihr Kopernikus, haben vorher sagen können, da solches durch eine so abgeschmackte Voraussetzung geschieht, nach welcher die Sonne einzig und allein beschäftigt ist, sich um einen großen Berg zu drehen, der sich in dem Lande dieser Barbaren befindet. Der Irrthum der Malabaren ist auffallend; der Irrthum des Kopernikus ist vielleicht schwerer einzusehen. Vielleicht wird man einst einen neuen Philosophen von der *Höhe seines* Ruhms herab dogmatisiren, und ganz strotzend von Stolz über irgend eine unbedeutende Entdeckung, die aber allezeit hinreicht, einem neuen System zum Grunde zu dienen, die Kopernikaner und Newtonianer wie einen kleinen Schwarm von Stümpern behandeln sehen, die nicht verdienen, daß man ihre Irrthümer widerlegt. Es ist wahr, sagte *Philant*, daß die neuen Philosophen sich allezeit das Recht angemaßt haben, über die Alten zu triumphiren. Kartesius schlug die Heiligen der Schule zu Boden, und Newton ihn; und dieser erwartet nur einen Nachfolger, um eben so behandelt zu werden. Sollte etwa der Grund davon darin liegen, antwortete ich, daß Eigenliebe schon zureicht, ein System zu bauen? Der hohe Begriff, den uns diese von uns selbst einflößt, erzeugt bei dem Philosophen ein Gefühl von Unfehlbarkeit; und nun baut der Philosoph sein System. Er macht den Anfang damit, daß er, in blindem Vertrauen, alles das für

Wahr-

Wahrheit annimmt, was er beweisen will; und dann sucht er Gründe, um seinen Sätzen das Ansehn der Wahrscheinlichkeit zu geben; daraus entspringt eine unerschöpfliche Quelle von Irrthümern. Grade umgekehrt hätte er sein Werk anfangen sollen; nach vielen gesammelten Beobachtungen mußte er vorerst von Folge zu Folge fortschreiten, und bloß beobachten, wohin sie ihn führen, und was er daraus schließen kann: auf diese Art würde man weniger glauben, und gelehrt zweifeln lernen, wenn man den behutsamen Schritten der Vorsichtigkeit folgte. Sie werden Engel zu Philosophen verlangen, sagte Philant zu mir mit Lebhaftigkeit; denn wo ist ein Mensch, der ohne Vorurtheil und vollkommen unparteiisch wäre? Mithin, antwortete ich, ist der Irrthum unser Theil. Behüte Gott! erwiderte mein Freund, wir sind für die Wahrheit geschaffen. Ich will Ihnen schon das Gegentheil beweisen, wenn Sie die Geduld haben wollen, mich anzuhören, sagte ich zu ihm; und da wir hier nahe am Hause sind, so wollen wir uns auf diese Bank setzen, denn ich glaube, daß Sie vom Spaziergange müde sind. Philant, der kein sonderlicher Fußgänger ist, und mehr aus Zerstreuung und maschinenmäßig, als mit Vorsatz gegangen war, freute sich, sitzen zu können. Wir nahmen ruhig Platz, und nun fuhr ich ohngefähr also fort: Ich sagte Ihnen, Philant, daß der Irrthum unser Theil sei; ich muß es Ihnen beweisen. Der Irrthum hat mehr als eine Quelle. Der Schöpfer scheint uns nicht bestimmt zu haben, viel Weisheit zu besitzen,

und im Reiche der Kenntnisse große Fortschritte zu machen: er hat die Wahrheiten in tiefe Schlünde verborgen, die unsre schwachen Einsichten nicht ergründen können: und er hat sie mit einer dichten Dornenhecke umringt. Von allen Seiten erblickt man auf dem Wege zur Wahrheit Abgründe; man ist ungewiß, welchem Pfade man folgen soll, um diese Gefahren zu vermeiden; und wenn man so glücklich ist, sie überstanden zu haben, kommt man zu einem Labyrinthe, wo Ariadnens Wunderfaden nichts hilft, und aus welchem man nicht wieder heraus kommen kann: einige eilen einem *betrügerischen* Phantom nach, welches sie durch sein Blendwerk täuscht, und ihnen für gutes Geld falsche Münze giebt: sie verirren sich, gleich jenen Reisenden, die in der Dunkelheit den Irrlichtern folgen, deren Schein sie verführt. Andre errathen diese so geheimen Wahrheiten: sie glauben der *Natur* den Schleier zu entreißen: sie wagen *Vermuthungen*; und man muß gestehen, daß die Philosophen in dem Lande der Vermuthungen große Eroberungen gemacht haben. — Die Wahrheiten sind so sehr von uns entfernt, daß sie zweifelhaft werden, und selbst durch ihre Entfernung ein zweideutiges Ansehen bekommen. Es ist fast keine, die nicht wäre bestritten worden, weil es keine giebt, die nicht zwei Seiten hätte: man nehme sie von der einen Seite, so scheint sie unstreitig; man nehme sie von der andern, so ist sie der Irrthum selbst. Man nehme alles zusammen, was die Vernunft dafür und dawider gesagt hat; man überlege, betrachte, wäge

alles genau ab, und man wird am Ende nicht wissen, woran man sich halten soll. So wahr ist es, daß die Meinung der Menschen nur durch die Menge von Wahrscheinlichkeiten Gewicht erhält. Entwischt ihnen eine Wahrscheinlichkeit dafür oder dawider, so ergreifen sie den Irrthum: und da ihre Einbildung ihnen niemals mit gleicher Stärke die Gründe für und wider vorhalten kann, so werden sie sich stets aus Schwachheit bestimmen, und die Wahrheit entzieht sich ihren Augen. Gesetzt eine Stadt läge in einer Ebene, sie wäre ziemlich lang, und bestände nur aus einer Straße: gesetzt, ein Reisender, der nie etwas von dieser Stadt gehört hat, käme dahin und sähe ihre ganze Länge; so wird er sie für unermeßlich halten, weil er sie nur von einer Seite sieht; und sein Urtheil wird sehr falsch sein, weil wir gesehn haben, daß diese Stadt nur aus einer Straße bestand. Eben so ist es mit den Wahrheiten, wenn wir sie in einzelnen Dingen betrachten, und auf das Ganze nicht sehen. Von dem Einzelnen werden wir richtig urtheilen; aber in Absicht des Ganzen werden wir uns sehr merklich irren. Um zur Kenntniß einer allgemeinen Wahrheit zu gelangen, muß man sich vorher einen Vorrath einzelner vorbereitender Wahrheiten gesammelt haben, die uns leiten oder gleichsam als Stuffen dienen, um die gesuchte zusammengesetzte Wahrheit zu erreichen: auch dieses fehlt uns noch. Ich rede nicht von Muthmassungen, sondern von offenbaren, gewissen, unwiderruflichen Wahrheiten. Im philosophischen Verstande genommen, kennen wir gar

nichts: wir ahnden gewisse Wahrheiten, wir machen uns davon schwankende Begriffe, und modifiziren nach den Organen der Stimme gewisse Töne, die wir Kunstwörter nennen, deren Schall unsre Ohren befriedigt, deren Sinn unser Geist zu fassen glaubt, die aber, wenn mans genau nimmt, der Imagination nichts als verwirrte und durcheinander geworfne Ideen darbieten: so daß unsre Philosophie im Grunde weiter nichts ist, als die Gewohnheit, dunkle, uns beinahe unverständliche Ausdrücke und Wörter zu brauchen, und ein tiefes Nachforschen über Wirkungen, deren Ursachen uns sehr unbekannt und sehr verborgen bleiben. Die erbärmliche Sammlung solcher Träumereien beehrt man mit der schönen Benennung vortreflicher Philosophie; und der Verfasser kündigt sie an, im prahlerischen Ton eines Charlatans als die seltenste und dem menschlichen Geschlechte nützlichste Entdeckung. Treibt uns die Neugierde, uns nach dieser Entdeckung zu erkundigen; so glaubt man Sachen zu finden: welche unbillige Foderung! Nein, diese so seltne, so vortrefliche Entdeckung besteht bloß in der Verfertigung eines neuen Wortes, welches noch barbarischer ist, als je eines; dieses neue Wort drückt, nach der Meinung unsers Charlatans, irgend eine unbekannte Wahrheit vortreflich aus, und legt sie uns in vollem Lichte vor Augen. Man betrachte, man prüfe die Idee des Philosophen, man entreiße ihr das Gepränge von Worten, worin sie eingehüllt ist; und es bleibt nichts, es ist immer dieselbe Dunkelheit, dieselbe

Finsterniß. Es ist eine Theaterdekoration, welche verschwindet und zugleich das Blendwerk der Täuschung zernichtet. Die ächte Erkenntniß der Wahrheit muß von derjenigen, die ich Ihnen eben gezeigt habe, sehr verschieden sein; man müßte alle Ursachen anzeigen, bis zu ihrem ersten Ursprung zurückgehen, sie kennen und das Wesentliche darin entwickeln können. Dieses fühlte Lukrez wohl, und deswegen sagte dieser philosophische Dichter: Felix, qui potuit rerum cognoscere causas. Die verschiedenen Urkräfte, die den Wesen das Dasein geben, und die Triebfedern der Natur sind entweder zu groß oder zu klein, als daß sie von den Philosophen könnten bemerkt oder erkannt werden: daher jene Streitigkeiten über die Atomen, über die Theilbarkeit der Materie ins Unendliche, über den vollen oder leeren Raum, über die Bewegung, über die Art, wie die Welt regiert wird; lauter sehr schwere Fragen, die wir nie auflösen werden. Der Mensch scheint sich anzugehören; mir scheint es, daß ich Herr meiner Person bin, daß ich mich erforsche, mich kenne: allein ich kenne mich nicht: noch ist es nicht entschieden, ob ich eine Maschine bin, ein Automat, welches die Hand des Schöpfers bewegt, oder ob ich ein freies und von diesem Schöpfer unabhängiges Wesen bin: ich fühle, daß ich das Vermögen habe, mich zu bewegen, und ich weiß nicht, was Bewegung ist, ob es eine bloße Modifikation oder eine selbstständige Kraft ist; der eine Gelehrte schreit mir entgegen: sie ist nur eine Modifikation: der andre schwört, daß sie ein selbst-

ständiges Wesen ist; beide streiten, die Hofleute lachen, die Götter der Erde verachten sie; und das Volk weiß weder von ihnen, noch von ihren Zänkereien irgend ein Wort. Heißt das nicht die Vernunft aus ihrem Wirkungskreis setzen, wenn man sie mit so unbegreiflichen und so abstrakten Gegenständen beschäftiget? Es scheint, daß unser Verstand so erhabener Kenntnisse nicht fähig ist: wir gleichen Leuten, die längs einer Küste segeln; sie bilden sich ein, daß das Ufer sich bewegt, nicht aber, daß sie sich selbst bewegen: und doch ist es gerade das Gegentheil; das Ufer ist *unbeweglich*, sie aber werden vom Winde getrieben. Stets verblendet uns unsre Eigenliebe: alle Dinge, die wir nicht begreifen können, nennen wir dunkel; und alles wird unverständlich genannt, so bald es außer unsrer Sphäre liegt. Nun aber sind es bloß die Schranken unsers Verstandes, die uns erhabener Wahrheiten unfähig machen. Daß es ewige Wahrheiten giebt, ist unleugbar; allein um diese Wahrheiten zu begreifen, um auch die kleinsten Gründe derselben zu erforschen, müßten wir Millionenmal mehr Gedächtniß haben, als der Mensch hat. Man müßte sich ganz auf die Untersuchung einer einzigen Wahrheit legen können; man müßte so lange, als Methusalem, ja noch länger leben, beständig spekuliren, eine Menge Erfahrungen sammeln; man müßte endlich eine beständig angestrengte Aufmerksamkeit haben, deren wir nicht fähig sind. Urtheilen Sie nunmehr, ob es die Absicht des Schöpfers war, uns zu sehr gelehrten Menschen

zu machen: denn diese Hindernisse scheinen doch von seinem Willen herzukommen; und die Erfahrung lehrt, daß wir wenig Fähigkeit, wenig Anstrengungskraft besitzen, daß unser Verstand nicht durchdringend genug ist, Wahrheiten zu ergründen, und daß unser Gedächtniß nicht sicher und umfassend genug ist, um sich mit allen den Kenntnissen zu befassen, die zu einer so schönen und so mühsamen Untersuchung nöthig sind. Es findet sich noch ein zweites Hinderniß, welches uns bei der Erkenntniß der Wahrheit im Wege steht, und welches sich die Menschen selbst in den Weg gelegt haben, als wenn der Weg zur Wahrheit an sich selbst nicht schon Schwierigkeiten genug hätte. Dieses Hinderniß besteht in den Vorurtheilen der Erziehung. Der größte Theil der Menschen hat offenbar falsche Grundsätze; ihre Physik ist sehr mangelhaft, ihre Metaphysik taugt nichts; ihre Moral ist bloß schmutziger Eigennutz, gränzenlose Anhänglichkeit an die Güter der Erde: was man bei ihnen eine große Tugend nennt, ist eine kluge Vorsicht, vermöge welcher sie an die Zukunft denken, und für das Beste ihrer Familie besorgt sind. Sie begreifen leicht, daß sich die Logik dieser Leute zu ihrer übrigen Philosophie paßt; sie ist aber auch erbärmlich: ihre Logik ist weiter nichts, als die Kunst das Wort allein zu führen, über alles zu entscheiden, und keinen Einwurf zu ertragen. Diese kleinen Hausgesetzgeber sind anfänglich wegen der Begriffe, die sie ihren Abkömmlingen mittheilen wollen, sehr besorgt: Vater, Mutter, Verwandte, bestreben sich, ihre Irrthümer zu verewigen: kaum

verläßt das Kind die Wiege, so ist man bemüht, es mit dem Knecht Ruprecht und mit dem Währwolf bekannt zu machen. Auf diese schönen Lehren folgen gewöhnlich andere von gleichem Werthe: die Schule trägt auch das ihrige bei; man muß die Träumereien des Plato durchwandern, um zu den Träumereien des Aristoteles zu kommen; und nun wird man auf einmal in die Geheimnisse von den Wirbeln des Descartes eingeweihet. Man verläßt die Schule, und das Gedächtniß ist reichlich mit Worten belastet, der Verstand mit Aberglauben, und mit Ehrfurcht gegen alte Possen erfüllt. Nun kommen die Jahre der Vernunft: entweder schüttelt man das Joch des Irrthums ab, oder man macht es noch ärger, als Vater und Mutter. Sind diese einäugig gewesen, so werden die Kinder blind sein; haben jene gewisse Dinge geglaubt, weil sie sich einbildeten, sie zu glauben, so werden diese aus Starrsinn glauben. Dazu kommt noch, daß man durch das Beispiel so vieler Menschen, die einer Meinung zugethan sind, hingerissen wird; der Beifall dieser Vielen giebt dem Wahne Glaubwürdigkeit: durch ihre Menge bekommen sie Gewicht; der Volksirrthum macht Proselyten, und siegt: endlich werden diese eingewurzelten Irrthümer durch die Länge der Zeit furchtbar. Man denke sich einen jungen Baum, dessen dünner Stamm sich vor der Gewalt des Windes beugt, der aber in der Folge seinen stolzen Wipfel zu den Wolken erhebt, und dessen Stamm durch die Axt des Holzhauers nicht erschüttert wird. Wie! sagt man: so hat mein

Vater gedacht, und eben so denk ich seit sechzig, seit siebenzig Jahren: mit welchem Rechte kann man verlangen, daß ich itzt anders denken soll? Es würde mir wohl anstehen, noch einmal Schüler zu werden, und mich wie ein Schulknabe eurer Leitung zu unterwerfen! Laßt es gut sein; ich will lieber den allgemeinen Gang dahin schleichen, als mich mit euch, wie ein neuer Ikarus, hoch in die Lüfte schwingen: denket an seinen Fall: so wird man für die neuen Meinungen bezahlt: das ist der Lohn, den ihr zu erwarten habt. Oft mischt sich Hartnäckigkeit zu der vorgefaßten Meinung; und eine gewisse Barbarei, die man blinden Eifer nennt, unterläßt niemals, ihre tyrannischen Grundsätze aufzustellen. Dies sind die Wirkungen der Vorurtheile der Kindheit: wegen der Leichtigkeit, mit welcher das weiche Gehirn in diesem zarten Alter Eindrücke annimmt, schlagen diese desto tiefere Wurzeln. Die ersten Eindrücke sind die lebhaftesten; und alles, was die Stärke der Vernuft vermag, ist nur schwach dagegen. Sie sehen, mein lieber Philant, daß der Irrthum der Theil der Menschheit ist. Meine genaue Darstellung wird Ihnen gewiß begreiflich gemacht haben, daß man ganz thöricht von seinen Meinungen müsse eingenommen sein, um sich über den Irrthum erhaben zu wähnen, uud daß man selbst sehr fest im Sattel sitzen muß, wenn man es wagen will, Andere aus dem Sattel zu heben. Zu meinem großen Erstaunen, antwortete Philant, fang' ich an einzusehen, daß die meisten Irrthümer für diejenigen unüberwindlich sind, die sich einmal davon anstecken ließen. Ich habe Ihnen mit Vergnügen und Aufmerksamkeit zugehört, und, wo ich nicht irre, die Ursachen des Irrthums, die Sie mir

angegeben haben, genau behalten. Es waren, sagten Sie, der weite Abstand der Wahrheit von unsern Augen, die wenigen Kenntnisse, die Schwachheit und Unzulänglichkeit unsers Verstandes, und die Vorurtheile unsrer Erziehung. Vortreflich, Philant, Sie haben ein ganz göttliches Gedächtniß; und würdigten jemals Gott und die Natur einen Sterblichen, ihn mit Fähigkeiten zu bilden, ihre erhabenen Wahrheiten zu fassen, so würden Sie es sein, Sie, der ein weitumfassendes Gedächtniß mit einem durchdringenden Geist und einer gesunden Urtheilskraft vereiniget.

Es kommt hier nicht darauf an, mir eine Lobrede zu halten, sondern darauf, dem Stolz aller Gelehrten eine öffentliche Buße aufzulegen, und unsre Unwissenheit voller Demuth zugestehen. Ich werde Sie tapfer unterstützen, Philant, wenn wir unsre tiefe und krasse Unwissenheit werden an den Tag legen müßen. Ich gestehe sie gern; ich gehe sogar bis zum Pyrrhonismus; und ich finde, daß man sehr wohl thut, wenn man für das, was wir Erfahrungswahrheiten nennen, nur einen wankelmüthigen Glauben beweist. Da sind Sie auf gutem Wege, Philant. Der Skepticismus steht Ihnen nicht übel. Pyrrho im Lycäum hätte nicht anders geredet, als Sie. Ich muß Ihnen gestehen, erwiderte ich, daß ich ein wenig Akademiker bin; ich betrachte die Dinge von allen Seiten; ich zweifle und bin unentschieden; dies ist der einzige Weg, sich vor dem Irrthum zu verwahren. Dieser Skepticismus läßt mich freilich nicht Riesenschritte, nicht Homerische Schritte auf dem Wege zur Wahrheit thun; aber er bewahrt mich auch vor dem Hinterhalte der Vorurtheile.

Und warum fürchten Sie den Irrthum, erwiderte Philant, da Sie doch ein so guter Apologist desselben sind? Ach, mein Freund! sagte ich ihm, mancher Irrthum verdient, durch seine Annehmlichkeit, vor der Wahrheit den Vorzug; diese Irrthümer erfüllen uns mit angenehmen Ideen; sie überhäufen uns mit Gütern, die wir nicht haben und niemals genießen werden; sie unterstützen uns in unsern Widerwärtigkeiten; und im Tode selbst, wenn wir alle unsre Güter und das Leben selbst zu verlieren im Begrif sind, zeigen sie uns noch in der Ferne Güter, die denen, die wir verlieren, weit vorzuziehen sind, und Ströme von Vergnügen, deren Anmuth vermögend ist, den Tod selbst zu versüßen, und ihn, wenn es möglich ist, liebenswürdig zu machen. Bei dieser Gelegenheit fällt mir die Geschichte ein, die man mir einmal von einem Narren erzählt hat; vielleicht wird Sie dieselbe für mein langes und trockenes Räsonnement schadlos halten. Mein Stillschweigen, sagte Philant, giebt Ihnen deutlich genug zu verstehen, daß ich Sie mit Vergnügen anhöre, und daß mich ihre Geschichte zu erfahren verlangt. Ich will Sie befriedigen, Philant, aber unter der Bedingung, daß Sie es nicht bereuen, mich so zum Plaudern gereizt zu haben.

In dem Narrenhause zu Paris war ein Narr, ein Mann von einer sehr guten Familie, der alle seine Verwandten, durch die Verrückung seines Gehirns, in die äußerste Betrübniß versetzte. Er sprach über jeden Gegenstand vernünftig, seine Seligkeit ausgenommen: kam er auf diesen Punkt, so waren es lauter Gesellschaften von Cherubim, Seraphim und Erzengeln; er sang alle Tage in dem Konzert dieser unsterblichen Geister, er wurde mit

beseligenden Entzückungen beehrt; das Paradies war sein Aufenthalt, die Engel seine Gesellschafter, und das himmlische Manna seine Nahrung. Dieser glückliche Narr genoß in dem Irrenhause ein vollkommenes Glück, als zu seinem Unglück ein Arzt oder Wundarzt das Haus besuchte. Dieser Arzt that der Familie das Anerbieten, den Seligen zu heilen. Sie können Sich leicht vorstellen, daß man keine Versprechung ersparte, ihn dahin zu vermögen, alle seine Kräfte aufzubieten und, wenn es möglich wäre, Wunder zu bewirken. Genug; dem Arzt, um es kurz zu machen, gelang es, es sei nun durch Aderläße, oder durch andre Mittel, den Narren wieder in den Besitz seines gesunden Verstandes zu setzen. Dieser, sehr darüber erstaunt, daß er sich nicht mehr im Himmel, sondern in einem Aufenthalte befand, der einem Gefängniß ziemlich nahe kam, und von einer Gesellschaft umringt, die nichts englisches hatte, wurde äußerst aufgebracht gegen den Arzt. Ich befand mich wohl im Himmel, sagte er zu ihm; was hatten Sie für Recht mich aus demselben zu reißen? Zu Ihrer Strafe wünschte ich Ihnen, daß Sie verurtheilt würden, das Reich der Verdammten in der Hölle, in der That zu bevölkern.

Sie sehen daraus, Philant, daß es beseligende Irrthümer giebt; es wird leicht sein, Ihnen zu zeigen, daß diese Irrthümer unschuldig sind. Das soll mir lieb sein, sagte Philant; wir essen außerdem spät, und haben wenigstens noch drei Stunden vor uns. So viel Zeit, erwiderte ich, brauche ich nicht, das vorzutragen, was ich Ihnen zu sagen habe; ich werde sparsamer mit meiner Zeit und mit Ihrer Geduld umgehen. Sie haben einen Augenblick vorher zugestanden, daß der Irrthum bei

denen, die damit behaftet sind, unwillkührlich wäre; diese glauben die Wahrheit zu haben, aber sie täuschen sich. Sie sind in der That zu entschuldigen; denn, nach ihrer Voraussetzung, sind sie der Wahrheit versichert; sie gehen aufrichtig zu Werke, aber der Schein betrügt sie, sie ergreifen den Schatten, statt des Körpers. Noch muß ich Sie bitten, zu bedenken, daß der Bewegungsgrund derer, die in den Irrthum fallen, lobenswürdig ist; sie suchen die Wahrheit, verirren sich aber auf dem Wege; und wenn sie sie nicht finden, so war es doch darum nicht minder ihr Wille; sie hatten keine, oder, was noch schlimmer ist, sie hatten schlechte Führer; sie suchten den Weg zur Wahrheit, aber ihre Kräfte reichten nicht zu, dahin zu gelangen. Könnte man wol einen Menschen, der beim Hinüberschwimmen über einen sehr breiten Fluß ertränke, deßwegen verdammen, daß er nicht die Kraft gehabt hat, glücklich hinüber zu kommen? Man braucht nur etwas Menschengefühl zu haben, so wird man Mitleiden gegen sein trauriges Schicksal empfinden; man wird einen Mann beklagen, der, so muthig, und eines so edlen und kühnen Vorsatzes fähig, von der Natur nicht genug unterstützt worden ist; seine Kühnheit wird ein beßeres Schicksal zu verdienen scheinen, und seine Asche wird mit Thränen benetzt werden. Jeder Denker muß sich anstrengen, um die Wahrheit zu erkennen; solche Versuche sind unsrer würdig, selbst wenn sie unsre Kräfte übersteigen sollten. Es ist schon Unglücks genug, daß diese Wahrheiten für uns unerforschlich sind; wir müssen das Elend nicht noch dadurch vermehren, daß wir diejenigen verachten, die bei der Entdeckung dieser neuen Welt Schifbruch gelitten haben; es sind edle Argonauten, die sich für das Wohl ihrer Mitbürger der Ge-

fahr aussetzen; und in den eingebildeten Ländern umher zu irren, ist in der That eine unangenehme und beschwerliche Arbeit; die Witterung dieser Gegenden ist uns zuwider, wir kennen die Sprache der Einwohner nicht, und wissen nicht auf jenem flüchtigen Sande zu gehen. Glauben Sie mir, Philant, wir müssen den Irrthum ertragen; es ist ein feines Gift, das sich in unsre Herzen schleicht, ohne daß wir es gewahr werden. Ich, der ich mit Ihnen rede, ich bin nicht sicher, frei davon zu sein. Wir wollen nicht in den lächerlichen Stolz jener untrüglichen Gelehrten verfallen, deren Worte als eben soviel Orakelsprüche gelten sollen; *wir wollen* voll Nachsicht gegen die handgreiflichsten Irrthümer sein, und uns zu den Meinungen derer herablassen, mit denen wir in Gesellschaft leben. Warum sollten wir die süßen Bande, die uns vereinigen, einer Meinung wegen zerreißen, von der wir selbst keine hinlängliche Ueberzeugung haben? Wir wollen uns nicht zu fahrenden Rittern einer unbekannten Wahrheit aufstellen, und der Einbildungskraft eines Jeden die Freiheit überlassen, den Roman seiner Ideen zu schmieden. Jene Zeiten der fabelhaften Helden, der Wunder, und der Schwärmereien der fahrenden Ritter sind vorüber. Don Quixotte findet noch Bewunderung in Michael von Cervantes; aber die Pharamonde, die Rolande, die Amadis würden sich das Gelächter aller vernünftigen Personen zuziehen, und die Ritter, die den Fußstapfen derselben folgen wollten, würden dasselbe Schicksal haben. Bemerken Sie noch, daß, um die Irrthümer in der Welt auszurotten, man das ganze Menschengeschlecht vertilgen müßte. Glauben Sie mir, fuhr ich fort, unsre Art über spekulative Materien zu denken, ist es nicht, die

auf das Glück der Gesellschaft Einfluß haben kann; sondern, unsre Art zu handeln. Mag man doch immer Anhänger des Systems des Tycho Brahe, oder des Systems der Malabaren sein; ich verzeihe es gern, wenn man nur Mensch ist: aber wäre auch jemand unter allen Doktoren der größte Orthodox, und er hätte dabei einen grausamen, harten und barbarischen Charakter, so werde ich ihn beständig verabscheuen. Ich bin ganz Ihrer Meinung, sagte mir Philant. Bei diesen Worten hörten wir nicht fern von uns ein dumpfes Geräusch, so wie das Gemurmel eines Menschen, der einige beleidigende Worte in den Bart brummt. Wir wandten uns um, und waren ganz erstaunt, als wir, bei hellem Mondschein, unsern Hauskaplan entdeckten, der nur zwei Schritte von uns entfernt war, und wahrscheinlich den größten Theil unsrer Unterredung gehört hatte. Sieh da! ehrwürdiger Vater, sagte ich zu ihm, wie kommt es denn, daß wir Sie hier so spät antreffen? Es ist heute Sonnabend, erwiderte er; ich war hier, um meine Predigt auf morgen zu überdenken, und da habe ich halb und halb einige Worte von Ihrem Gespräche gehört, die mich bewogen haben, auch das Uebrige anzuhören. Wollte der Himmel, daß ich, zum Wohl meiner Seele, nichts davon gehört hätte! Sie haben meinen gerechten Zorn erregt, sie haben meine Ohren beleidigt, Sie, Unheilige, die sie die Menschlichkeit, ein liebreiches Betragen und die Demuth, der Macht des Glaubens und der Heiligkeit unsers Bekenntnißes vorziehen. Um Verzeihung, ehrwürdiger Vater! erwiderte ich, wir haben gar die Materien der Religion nicht berührt; wir haben nur von sehr gleichgültigen philosophischen Gegenständen geredet; und wenn Sie nicht etwa Tycho Brahe und

Copernikus zu Kirchenvätern erheben wollen, sehe ich nicht, worüber Sie sich zu beklagen haben. Gut, gut, sagte er, ich werde Sie morgen abkanzeln. Wir wollten ihm antworten; aber er brach kurz ab, verließ uns, und murmelte im Fortgehen einige Worte her, die wir nicht recht verstehen konnten. Wir gingen unsern Weg, sehr niedergeschlagen über das Abenteuer, welches uns aufgestoßen war, und sehr bekümmert über die Maaßregeln, die wir nehmen sollten. Mich deuchte, daß ich nichts gesagt hatte, was irgend jemanden hätte beleidigen sollen; und daß das, was ich zu Gunsten des Irrthums behauptet hatte, der gesunden Vernunft, und folglich den Grundsätzen unsrer allerheiligsten Religion gemäß war; indem diese uns selbst befiehlt, unsre Fehler unter einander zu tragen, und die Schwachen nicht zu ärgern, oder ihnen anstößig zu sein. Ich fühlte mich rein, in Rücksicht auf meine Gesinnungen; das einige nur, was mir Furcht machte, war die Denkungsart der Andächtler. Man weiß es nur zu gut, wie weit ihre Hitze geht, und wie sehr sie fähig sind, Andre gegen die Unschuld einzunehmen, wenn sie diejenigen, gegen welche sie einen Abscheu gefaßt haben, zu verschreien bemüht sind. Philant suchte mir, nach seinem besten Vermögen, Muth einzusprechen; und wir trennten uns nach dem Abendessen, jeder in tiefem Nachsinnen, wie ich glaube, über den Gegenstand unsrer Unterhaltung und über das unzeitige Abenteuer mit dem Pfaffen. Ich gieng unverzüglich in mein Zimmer, und brachte den größten Theil der Nacht damit zu, Ihnen das aufzuschreiben, was ich von unsrer Unterredung behalten hatte.

Gedichte.

G e d i ch t e.

Oden.

Ode an meinen Bruder Heinrich.

So wie mit kühnem Flug der Adler Jupiters, hoch in den Lüften sein Gefieder weit verbreitend, sich zu den Wolken hebt, sich unsrem Aug' entschwingt, den unermeßnen Raum zertheilt, der diesen Erdball von der Sonne trennt, und bis zum Himmel steigt;

Wie des Kometen Strahl in seinem schnellen Lauf den Horizont der sternereichen Nacht erhellt; (die Flammen des ätherischen Gewölbes verdunkelt er, ihm folgt auf seiner schiefen Bahn am Firmament ein lichter Streif:)

So ich, dem Gotte unterthan, deß Feuer mich beseelt; durchglüht von Dichterflamme, seines göttlichen Entzückens voll, von ihm begeistert, dringt mein kühner Flug vom Staub der Erde zum Pallast, aus dem die Götter ihren Blitz herab auf halbentseelte Menschen schleudern.

Nicht länger red' ich wie der Sterblichen unheiliges Geschlecht; Apollo selbst beseelet meine Stimm',

und spricht durch mich. Des ew'gen Schicksals tief verborgenes Geheiß entschleiert sich vor meinen Augen, ich lehre sein erhabenes Gesetz.

Zu Dir, du Volk Borussiens, spricht des Orakels Ruf, zu Dir, vom Schicksal grausam mit so vielem Unglück schwer belastet! o wisse, daß kein Staat im Werden seiner Größe die Siegerlaufbahn seines Glücks ohn' allen Wechsel endet.

Wie oft schien an des Abgrunds *Rande Rom* zu stehen, und keines Gottes gnadevoller Schutz gewährt' ihm Hülfe, seine Schmach zu enden; schon weinten im Gewand der Trauer des Volkes Väter um den Staat, als Varro vor dem Sieger Hannibal und seinen Streitern Afrika's in Staub zertreten lag.

Umgeben von Gefahr, verstärkte seine Hofnung Rom, und schützte seine Mauern weit mehr durch Unerschrockenheit, als durch sein Legionenheer. *Und* Mars, um diesen hohen Muth zu lohnen, erweckte bald den ältren Scipio, die martervolle Schmach zu rächen.

Des Krieges Dämon treibet Scenen voller Blut und Schrecken von des Tiberstroms verheertem *Ufer* nach dem Verbrecherlande hin. Auf Afrika's Gefilden flieht der Feind; und Scipio errettet Rom, Karthago beugt sich dem Gesez des Siegers.

Des Schicksals Herrscher strömt aus zwei ganz gleichen Urnen mit reichen Händen Glück und Unglück auf die Sterblichen hernieder; und seine Fruchtbarkeit, auf die Gefilde ausgegossen, läßt Kassia so wie den Schierling, läßt Cedern wie das Schilfrohr wachsen.

Dies widrige Gemisch von Unglück und von Ruhm erfüllt die lange Thatenreih' im Buch der Zeit mit hundertfachem, martervollem Wechsel. Ein Glück, das stets in seinem Glanze sich erhält, entfliehet unsrem Wunsch; nur Söhnen der Unsterblichkeit ward es vom Schicksal aufbehalten.

In unsren unglücksvollen Tagen scheint der Krieg, der, Volk Borussiens, schon unter Deinem Fuße wühlt, den nahen Einsturz Deinem weiten Reich zu drohen. Europa, gegen Dich verschworen, sein Aug entbrannt von Wuth, verbreitet bis zu Deinen Fluren hin dort Flammen, Schrecken dort, und Ströme Blut und Tod.

Stets hebt von neuem diese Hyder ihr Flammenhaupt empor, sie sprühet Legionen, sie gebiert die Heere, die Dir entgegen stürzen; umsonst, daß sie die fürchterlichen Pfeil' aus Deinen Siegerhänden fühlt; stets wächst aufs neu' ihr Haupt, und trotzet Deinem Schwerte.

Die stolze Hoffnung jener aufgeblähten Fürsten will, bald sollen unsre Mauern, mit Gras bedeckt,

die Zeugen unsrer Trauer sein! O edle Krieger! auf! zerschmettert ihre Siegstrophäen! Bald ist von eurem Fuß zertreten ihre Schlangenbrut, gebeugt ihr Stolz.

In schrecklichen Gefahren zeigt die große Seele mit Kraft des Muthes hohe Festigkeit. Der Feige nur, der bei des Ungewitters Toben bebt, der ängstlich die Gefahr befürchtet, die seinem Haupte droht, nur der kömmt um.

Dem festen Muth weicht jeder Widerstand; in hofnungslosem Unglück rettet edelmüthige Verzweiflung nur; Alles endet einst die Zeit, und nichts ist lange auf dem Gipfel; oftmals wird das Unglück selbst die Quelle heiß ersehnter Güter.

Mit wildem Toben beugt der wüthende Orkan den Stamm der ungepflegten jungen Ulme, und krümmet ihre Zweige; doch von dem weichen Sand' und von der Rasenfläche erhebt sie sich, und trotzt mit stolzem Haupt der Stürme Anfall bald.

In Amphitritens Armen, wo ihr Glanz erlischt, da beut die Sonne der finstren Nacht des Erdballs Scepter dar; doch bei des Tags Erwachen verdunkeln ihre neu belebten Strahlen den Schimmer ihrer Mitbewerber; die Sterne all' erbleichen, die Dunkelheit entflieht.

So seh' auch ich in Jammer mit Finsterniß mein Vaterland verhüllt; es heftet seinen Blick auf seinen Trauerschleier; die Seele noch von unsrem Unglück tief erschreckt, und trüb' auf unsren halbverwelkten Lorbeerkranz gestützet, flucht es dem Geschick.

Mit ihm bewein' ich seinen wunderbaren Wechsel, schwer belastet von dem unversöhnlichen Geschick, das wüthend es bestürmt. Doch seh' ich in den grausenvollen Schatten, meinem Abscheu, das reizende Beginnen, das schon erwachte Morgenroth der Tage seines Glücks.

Auf diesem Wohnplaz thun die Götter keine Wunder mehr. Den Menschen, deren Bahn von Schlünden und von Felsen rings umgeben ist, verliehen sie zum Erbtheil Geist und Muth, die mit bewundernswerther Kraft verbessern, wo das Schicksal fehlte.

Der Tod ist eine Schuld, die der Natur ein jeder Sterblicher bezahlen muß; wir geben nur ein Gut ihr wieder, das wir in unsrer Blüthezeit mit Wucher nützten: sie zahlte Mävius so wie Virgil, der feige Paris wie der Held Achill; noch keiner blieb davon verschont.

Der Tod, vor dessen schreckenvollem Bilde man erbebt, kann Dir, du Volk Borussiens, Unsterblichkeit verleihen, wenn Du die Schande deiner Laren

rächst. Die Liebe für das Vaterland, die Rom in jedem Unfall Rettung gab, erhob die kleinsten Bürger dieses edlen Volkes zu Heroen.

Und wie? fehlt es denn unsrer Zeit ganz an Verdienst? Des greisen Erdballs abgelebter Maſſ' an Tugenden? Schenkt die Natur, durch ihre Zeugungen erschöpft, in unsren Tagen der Erde keinen Thau, und Ebbe nicht dem Ocean?

Nein, nein! verscheucht das Traumbild dieses Irrthums! Rom, auch unsre Schlachten verherrlichte die Wundertugend deiner Krieger. Von uns gefeierte Triumphe, der Lohn für hundert Heldenthaten, verewigen den Ruhm, die Geisteskraft Borussiens im Jahrbuch der Geschichte.

Du, den voll Freude unser Jüngling sieht, Du, seiner ungebornen Thaten Beispiel, Muster, Schmuck und Schutz! Mein Bruder, erhalte diesen Staat, deß hingeschwundner Ruhm, der gänzlichen Verfinstrung nah, sich heute schon verdunkelt.

So wird die nie erschöpfte, die an Früchten reiche Zeit, so lange die Gestirne leuchten, Borussien, Dir neue Stützen deiner Größe geben. So kündet mein Gesang, ein glückliches Prophetenlied, bis zu der Zeiten Ende dem Staate Glück und ew'gen Glanz.

Mag der Verläumdung Schreckgestalt, den Busen von des Neides Schlangenbrut zerrissen, unsren Siegerkränzen fluchen und vor Wuth erzittern; und drücke sie mit ihrem Todgeschosse Pfeile, die der Styx vergiftet, auf uns ab, um unsre Ehre zu vernichten!

Was kümmert meine Tugend ihr nie versöhnter Zorn? Mir giebt der Afterwelt gerechtes Urtheil Rache. Ein edles Herz, das nur nach Ehre dürstet, trägt, dem Neid zum Hohne, seinen Namen zur Unsterblichkeit.

So konnte meine Mus' an einem alten Siegesdenkmal aufs neue Orpheus Saitenspiele Zaubertön' entlokken; so weckte meine Krieges-Tuba mit kühnem Hall das Heer Borussiens, sich in der Schlachten ruhmerfüllte Bahn zu stürzen.

In dem Geräusch des Lagers, an der Saale Ufern, als der Wuth des Höllenungeheuers, Zwietracht, eine ganze Welt dahin gegeben war; als der Schnee, der immer Frieden schenkt, aus des Nordens Höhlen schon sich nahte, so viel Schreckens-Scenen zu verhüllen: da lehrte Phöbus mich dies Lied.

Eckartsberg, den 6. October 1757.

Ode an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, über den Rückzug der Franzosen im Jahr 1758.

Also zerstreut, verfolget, opfert der tapfre Cincinnatus am Fuß des Kapitols, des Galliers Kohorten; so wie gemähte Aehren, bedecken sie die Ebn' und jedes Feld des Siegers. Der große Konsular gab Rom von neuem seinen Glanz, und ward sein *zweiter* Stifter.

Also ergriff, als kühn der Erde frevelhafte Söhne der Götter Strahlenpallast zu bekriegen wagten, ihn ersteigen wollten, den Ossa auf den Pelion mit Mühe thürmten, der Götter Vater *seinen Blitz*, und schmetterte, auf daß er sie bestrafte, die Empörer in den Staub.

So waffneten der Seine Schaaren den schwachen Arm; in ihrem Wahn' ist leicht Thuiskons nie bezwungnes Volk besiegt. Sie sehn des Ruhmes Schatten, vertrauen ihrer großen Schaar, bereiten schon Trophäen zu; doch unvermeidliches Verderben ist ihr Triumphpomp, und ihr Ruhm verschwindet.

So lang' ihr Uebermuth auf seiner Bahn nicht Schaaren antrift, deren Widerstand das Schicksal

seine Wag' im Gleichgewicht zu halten zwingen kann, so lange blähen sie sich auf, und werden kühn; der Flußgott, dessen Wog' ihr Fuß berührt, verhüllt sich in sein Schilf; der oftmals schon verschmähte Ruhm, den dieses kleinliche Beginnen giebt, schwellt dieser Helden Brust mit Stolz empor.

Bis in die tiefsten Grotten fühlt der Rheinstrom sich verhöhnt; er zürnt, daß seine Wog' ein fremdes Joch belastet. Die Weser ruft, in Sklavenketten, sich muthige Vertheidiger zu ihren Ufern hin; sie zieht den Donnersturm zusammen, der ihr bedrücktes Ufer, ihr Gallier, an eurem Haupte rächt.

Bei ihrem Heldenmuth und bei den edelsten der Plane, entschuldigt man den Stolz der Römischen Triumphatoren. Doch ihr (ihr großen Fürstenbändiger!) zeigt mir die Frucht von euren Thaten: Wahre Siegerzeichen will ich sehen: erstickten Zwist, und nicht verheerte Lande.

Wie? diese ungeheure Schaaren, bestimmt uns zu vertilgen, sind also, einem wesenlosen Schatten gleich, verschwunden? Wie? dieses schreckliche Phantom läßt nichts als eine blut'ge Spur zurück? so wie die Flotte, die man unbesiegbar nannt', und deren schreckenvolle Rüstung ein Spiel der Winde ward.

Im süßen, trügerischen Schatten erträumter Lorbeern wiegt alle Eure Krieger schmeichelhafte Sicher=

heit in Schlaf. Von Raub gesättigt, wägt ein jeder seinen Muth nur nach dem Haufen seiner Beute. O verrätherische Ruhe! Du verhülltest ihrer Weichlichkeit des Morgens schreckliches Erwachen.

So wie die Fackel, die uns leuchtet, wenn sie den Tageslauf begint, aus Thetis zartem Schooß ihr helles Licht durch dicke Lüfte gießt, die leichten Dünste niederschlägt, die ihre Wiederkehr verhüllten; sie fliehen, sinken, fallen; besieget weicht der Nebel des Tages sanften Strahlen:

Also verscheuchet Ferdinand = Alcid durch überdachte Plane in seinem schnellen Lauf die tieferschreckten Gallier. Den Feinden fehlet Muth; sie fliehn, ein Gott schlägt sie danieder, daß sie den Kampf nun scheun! Gerechter Lohn, verwegnes Volk, für deine jüngsten Thaten!

Held Ferdinand reißt Alles mit sich fort; befreit den Weserstrom; entreißt Westphalen dem Joch des stolzen Galliers; die Feinde fliehn von ihrem Pfad' und eilen nach Lutetien. Die Ehre hält, mit kummervollem Blick, sie an der Gränze auf; doch an des Rheines abendlichem Ufer erst verweilt im Fliehn ihr Fuß.

Der Held, den nichts in seinem schnellen Siegerlaufe hemmt, bezeichnet jeden Schritt und jeden Augenblick mit einer neuen That; des Rheines Wog',

in Fesseln sonst, sieht plötzlich sein Panier am andren Ufer wehen. Krefeld, die Zeugin seines Ruhms, hält ihn, im Arm des Sieges, für Mavors Sohn.

So weckt der mächt'ge Genius, der unermüdet thätig Germanien bewacht, ihm einen Retter auf; die ungezählte Horde, die, von einem Varus angeführt, so wie ein Strom, aus Gallien auf uns hereinbrach, trift, was sie nicht erwartet, in ihrem Siegergang auf einen neuen Hermann.

O flatterhaftes, eitles Volk! Sind das die Krieger, die von Luxemburg und von Turenne'n angeführt, mit ew'gem Lorbeer sich bekränzten? Sie waren für die Ehr' entflammt, und trotzten für den Sieg Gefahren und dem Tode. Doch ihr — ich sehe Euren Muth beim Plündern brausend, in dem Kampfe schwach.

Wird Eigennutz, dies schandevolle Laster, Beherrscher eines Herzens, dann tödtet er des Ruhms, der Ehre edle Flamme! Prahlt, Gallier, mit Eurem Reichthum, Eurem Luxus, Eurer Weichlichkeit, mit Allem, was Gott Plutus schenkt. Mein mäßigeres Volk stellt Sardanapals Sitten nur seine Tugenden entgegen.

Wie? euer schwacher Fürst, ein Ball der Pompadour, von manchem Mahl der Ketten niedrer Lieb' entehrt, der jede Arbeit scheut, die Zügel seines

ganz erschöpften Reichs dem Ungefähre überläßt; — der Sklav spricht doch als Herr! der Schäfer, der nur schmachtet, glaubt, er könne, unter Buchen *hingestreckt*, der Fürsten Loos entscheiden!

Mit welchem Recht, mit welchem Anspruch glaubt er denn das Schicksal zu bezähmen? Stolz giebt nicht die Wage für die Rechte andrer Fürsten. Durch große Thaten behaupt' er seine Urtheilssprüche; doch seht! schön schläfert Langeweil' *ihn* ein; er weiß in *seinem* Pallast zu Versailles nicht, daß nur erkä*mpfte* Siege das Loos der Welt bestimmen.

Gewinnsucht, Ehrgeiz, wilde Politik verstreuen von Europa bis zum Gestad' Amerika's Verwirrung. Germanien, noch rauchend und von Blut gefärbt, empfindet der Monarchen Wuth; Frechheit, Habsucht, Ungerechtigkeit, Gewalt gebieten hier, wo einst Gesetze herrschten.

Welches Dämons Raub seyd ihr, Monarchen dieser Erde? und welche wilde Rache wandelt unsre Fluren in Wüsteneien um? Eure frevelhafte Leidenschaften reißen euch in Schlingen hin, die euch das Laster ausgestellt. O, Ihr, mit Macht begabt, und nur zum Glück der Welt geboren, Ihr verheeret sie?

Die flücht'ge Größe, mit der sich Euer Dünkel blähet, kann durch widriges Geschick an einer Klippe scheitern. Ihr seid, was wir: Monarchen zwar,

doch immer Menschen. Ist eure Zeit vollendet, dann stürzt das Glück vom Gipfel Euch herab, zum Schlund des Todes, der Vergessenheit.

Griessau, den 6. April 1758.

Ode an die Deutschen.

Unglückliche Germanier! eure Bürgerkriege, eure Fehden, eure Wuth verkünden euch Verderben. Wie hallt von Klaggeschrei die Luft! welche Schreckensmonumente eures langen Zwistes! Staub sind eure Städte, Wüsten eure Felder, unter euren Waffen fließt voll Blut ein jeder Strom. Eure abscheuwerthen Siege stürzen euer Vaterland zurück in jene Nacht der Barbarei, die eure Ahnen schon verscheuchten.

Das Aug' entflammt von Wuth, erregt das Höllenungeheuer, Zwietracht, in euch den Unglückshaß, den Durst, euch zu erwürgen, zu vernichten. Mit frevelhafter Hand zerfleischt ihr euer Eingeweide; der Himmel, der gerechte Himmel, der sich verhöhnet sieht, erhellt nur ungern eure bangen Leichenzüge; voll Furcht sich zu beflecken, ist schon des Himmels Fackel, wie bey Thyesten's Gastmahl, bereit zurückzubeben.

So sind in jenem Schlund voll Abscheu und voll Gräuel, wo seinen Thron der nie versöhnte Haß gegrün-

det hat, die stolzen, bosheitvollen Geister, deren unruhvolle Schaar sich frech verschwor, und deren leere Wünsche und Empörung gern die Ordnung der Natur zerrütten möchte. Verbündet, sagen sie: Auf! *laßt* des Himmels Schutzwehr uns zerbrechen, die Welt zurück ins alte Chaos stürzen.

Treulose! ihr befürchtet, daß Ein Tropfen Blut, der eures Schwertes Schärf' entrinnet, Vertheidiger aufs neu' erzeuge. Söhne Einer Mutter, wie tief seid ihr entartet! Um das Verbrech*en zu* vollenden, um euren Frevel anzuhäufen, bewaffnet *ihr die* Räuber eines fremden Landes; sie sind Gefährten eurer Thaten, und schon vereint mit Euch sich ihre Wuth, das Gleichgewicht, das Grundgesetz des Reiches umzustürzen.

Also erschöpfte Gräcien, die Beute *seiner* Raserei, aus Ehrsucht mit sich selbst in Streit, durch seine Zwietracht sich; die Herrschsucht Sparta's und der Stolz Athens erblickten, als sie durch ihren Streit sich selbst vernichtet, das Scepter in den Händen des verbündeten Achaja's; durch innern Krieg erschüttert, fleht die Republik, zu stark verblendet, die Consuln Roms um Hülfe an.

Doch der Beschützer fürchterlicher Beistand beugt einem Joche sie, das schwer belastet; Erfahrung lehrt nun Gräcien, das Fasces rings umgeben, wie ihm der Leidenschaften wilder Ungestüm, statt des Beschü-

zers einen Herrscher giebt. Also zertrümmert sich durch Eifersucht, durch frevelnde Verschwörung, die Freiheit dieser mächt'gen Republiken.

So rufet ihr, auf daß Borussien in Staub zertreten werde, die Gallier, die Svecier und den Ruthenier herbei, der nie bezähmet ward. Unglückliche, ihr grabt vor eurem Fußtritt Schlünde; ihr werdet theuer den verderbensvollen Beistand einst bezahlen; der Dünkel der Tyrannen, die sich in eure Staaten drängen, sieht schon euch unter ihr Gesetz gebeugt. Wie wird einst ihr verderbenschwangeres Geschwader euch manche Thrän' entreissen! und dennoch schärft ihr selbst das Schwert dem Nachbar ohne Treue.

Warum bewaffnet nicht, wie zu der Väter Zeit, sich Euer Arm, den Stolz des mächt'gen Feindes, des aufgeblähten Thronenräubers tief zu beugen, der schon mit seinem Schwert die glücklichsten Gefild' am Rhein und an der Donau traf, den fürchterlichen Nachbar, den steten Feind für eure Freiheit, euer Recht und eure Fürsten? Doch eure blutbegier'gen Waffen, denen nur die Eumeniden Beifall winken, beflecken euren Mörderarm mit eurer Brüder Blut.

Erobert Flanderns Schutzwehr, reißt sie nieder; helft dem Volk Hungariens, in einen Aschenhaufen wandelt Belgrad um! Bei diesen Namen sollt' entflammen euer Muth! In diesen ruhmerfüllten Feldern,

auf diesem Schauplatz voller Blut bezwang Eugen, den wir bewundern, jeden seiner Feinde. Ach! Alles sollt' euch Muth verleihn, und euer Herz, voll Liebe für das Vaterland, umfassen diesen Heldenplan.

Dort winket eurem Muthe Ruhm. Mit tapfrem Arm zerstört ihr dann des scheelsuchtsvollen Nachbars fürchterliches Reich, das unermeßne Meer voll kriegerischer Feinde, das oft schon aus den Ufern trat, mit zahlenlosen Schaaren wilder Streiter die Felder überströmte, die seufzend eure Ahnen bauten. Dort seht ihr wahre Feinde! Doch itzt fällt eure *ungezähmte* Kühnheit, in wildem Ungestüm, den Freund nur an.

Erblickt Ihr an des Bosphorus Gestade den Sultan voller Herrschsucht nicht, der euch mit Stolz verabscheut? Er preiset eure Wuth und eure Todeskämpfe; ihn führet eure schreckenvolle Zwietracht seinem Ziele zu. Ihr leihet ihm voll Blutgier euren Arm, dem seinen Mord und Blutbad zu ersparen; er sieht entzückt herab von seinen stolzen Thürmen, daß schon der Adler und der Falke der Geier Beute sind.

So sah im Schauplatz Roms der Ueberwinder, zu seiner Lust, die niedre Schaar gefangner Feinde kämpfen, und Fechter, die in diesen blut'gen Spielen Barbarenlust dem Tode gab, die Beute wilder Thiere seyn. In Ruhe tränkt' er sich (und fühlte *sein* Verbrechen nicht!) mit all dem Opferblut, das Atropos verströmte.

Doch, Grausame, habt ihr den Fremden nur zu fürchten? Schon dränget die Gefahr, und läßt sich länger nicht verhehlen. Seht da, der Donaustrom gebiert euch schon Tyrannen. Indeß, verblendet, eure Keckheit Trotz mir beut, erzürnt die Freiheit sich, und sterbend weint ihr Aug' ein niedres Volk, das Sklavenketten tragen will. Ach! fluchet eurem Irrthum! Der unerhörte Wahnsinn eures Geistes gründet schon die Despotie, die eure Kaiser euch bereiten.

Mit schwarzer Ehrsucht haben sie euch Schlingen ausgestellt! Ach, möchte die Vernunft euch vor dem nahen Fehltritt schützen! Erröthet, nur ein niedres Werkzeug in des Tyrannen Hand zu sein, der übermüthig eure Tapferkeit nach seiner Willkühr lenkt! befestiget nicht mehr den tiefverborgnen Grund, der ew'ge Dauer dieser allzustrengen Macht verheißt. Ihr triumphiret itzt, berauscht von Eurem Ruhm; doch ach! für ihn nur reifen die Früchte eures Sieges.

Die hingeschwundne Zeit erhelle euren Geist! Ha! seht ihr nicht, wie Karl *) in seinem Glück, das allzu stark von Ehrsucht trunkne Oberhaupt der streitenden Germanier, mit seinem stolzen Volk Hispaniens die Kreise Eures Reichs besiegt, und eure Ahnen an sein Despotenjoch gewöhnt, die edelsten der Für-

*) Karl der Fünfte.

sten an seinen Wagen fesselt? Wie Ferdinand *) das Blut der Ketzer bald vergießt, und schon bereit ist, durch Tyrannenmacht die Rechte, die euch schützen, in den Staub zu treten?

Allein, ich sprech' umsonst zu euch; ihr hört mich nicht. Gebt Antwort, Unglückselige! — — Sie schweigen, die Verräther! Entartet ist die Tugend ihrer Ahnen; ihr Freiheitssinn, von einer Frevlerhand gefesselt, beugt mit gesenkter Stirn sich einem Sklavenjoch; er fleht und kriecht am Fuße der Tyrannen. Sie hemmen die Bedrückung nicht; aus Schwäche sind die Feigen schon bereit, sich schmachvoll an die Ketten zu gewöhnen.

Auf, auf! du Volk Borussiens, verlaß dies Land, den Raub der Ungerechtigkeit, der Kriegesgeissel, wo deine Brüder Schwindelgeist verblendet! Da undankbar Germanien Den ächtet, der es schützt, um der Tyrannen Joch zu tragen; Verräther seiner Freiheit ist, um in der Sklaverei zu leben: enteile da mit mir den blinden Thoren; sie mögen des Tyrannen Opfer sein, der sie bedrückt! sie haben ihre Ketten selbst geschmiedet.

Laßt unter einem mildren Himmel ein Land uns suchen, wo Rhea's und Saturnus Tag' aufs neue

*) Ferdinand der Dritte.

blühn! Die Höhle, wo der mörderische Irokese weilt; die steilen Felsen, die des Phasis Welle netzt; die Wüsten, deren Wald der Tiger blutig färbt; die dunklen Klüfte, die der Kaukasus umschließt, sind unsren wunden Herzen ein beßrer Wohnplatz, als diese gräuelvolle Ufer, die Beute jedes Frevels.

Doch nein, ihr tapfren Freunde! Ein edles Herz erstickt so schimpfliche, so kleine Plane, noch eh' es ganz sie denkt. Laßt wenigstens die Ehr' uns retten, dem Schicksal trotzen! Der Götter Billigkeit wird es mit schweren Strafen rächen, daß Themis und der Fried' entweihet sind. Eilt, muthige Geschwader! Stürzt euch in das Schlachtgewühl! Bald ströme der Verräther Blut, und wasch' euch rein von jeder Schmach.

Mit festem Muth und reger Kraft fallt all' die Nationen an, die, gegen euch verschworen, von Ehrsucht, Stolz und Frechheit trunken sind! und eures Glückes nie gehemmter Strom bring' auf die Enkelwelt ein stets gepries'nes, nie erreichtes Siegerdenkmal. Von Durst nach Rach' entflammt, bedenket, mitten unter Blut und Tod: daß wahrer Muth nur in Gefahren Ruhm erringt.

Freyberg, den 29. März, 1760.

Ode an den Erbprinzen von Braunschweig.

Indeß die wilden, wahnberauschten Völker, dürstend nach der Brüder Blut, mit abscheuwerthen Scenen die Schlachtgefilde decken; indeß umringt von Furcht und Gräueln, das Mitleid Thränen von der Wange jammervoller Völker trocknet;

Indeß mit schadenfroher Macht das Schicksal durch ew'gen Zorn das unterdrückte Volk Borussiens ermüden will; indeß durch langen Anfall zwanzig wutherfüllter Könige nun schon die Vesten meines Throns und meines Vaterlandes wanken;

Indeß ich hier auf den Gefilden des Verräthervolkes sehe, wie Furien den Höllenschlünden, dem Reich der Unterwelt entsteigen, die schwarzen Fakkeln in das Todgeschoß, in Mörderflamm' und in der Zwietracht Feuer mischen, das mit Jammer dies Gestad' erfüllt:

Da hörete mein Geist, getroffen von des Schmerzes Dolchen, auf einmal eine Stimme voller Trost, voll Kraft ihm Ruhe zu verleihn; sie weckt in meinem Herzen, dem Raube seines Kummers, die halb erloschne Flamme der Hoffnung und der Freude langsam wieder auf.

Wie wenn des Nordens Sturm mit wildem Ungestüm von einem Pol zum andren Wolken häuft und Finsterniß verbreitet; des Tages glänzendes Gestirn durchdringt die dicken trüben Dünste, und wirft durch dieses Dunkel einen Strahl des Lichts:

So kehrt' auch mir, im Schrecken des Geschicks, das mich belastet, ein Sonnenstrahl zurück; ich sehe meine Gottheit; ich höre ihren Schmeichelton: nicht Furcht, nicht Schrecken streut sie aus; Vergnügen, Hoffnung und ihr reizendes Gefolge, bereiten ihr den Weg.

Ich sehe, wie aus hundertfachem Munde sie ihrer lauten Stimme Ton in jedem Himmelsstrich vom Echo wiederhallen läßt; ich höre, wie durch sie die Kriegestuba tönt; ich sehe sie in sonnenhelle Kränze die Namen manches Helden zeichnen.

Nie war sie glänzender, nie wacher und lebendiger, dem lauschenden Europa schnellen Fortschritt zu verkünden. Weß ist der theure Nahme, den ihr Mund mir nennt? und der durch seinen Reiz allein mich fesselt, mich entzückt, und meine ganze Seel' erfüllt?

Sie preiset unaufhörlich seine Tugend, seine Thaten, seinen nie vergeßnen Muth, durch die er sich empor zu seinen Ahnen schwingt; und Heil mir! dieser Held, deß Geist in seiner Jugend schon mit Glan=

ze Festigkeit, und Feuer mit der Klugheit paart, ist meines eignen Stammes!

O blicke, Schwester, blick' ihn an; die Liebe ruft dazu dich auf! In deinem tugendhaften Busen bekam der Held das Daseyn einst und seinen Geist, das Wunder dieser Erde. Ha! deine schöne Seele strahlt von ihm zurück, und der erhabne Mann, der ihm dies Leben gab, ertheilt ihm seinen Muth und seines Herzens Grösse.

In seinen schönsten Tagen stets sanft und stets bescheiden verscheuchte seine Wunderseele, selbst in des Glückes Siegerlauf nicht Einmal aufgebläht, den Stolz, als er durch seinen Heldenarm, der Gallier Verderben, mit Trauer ihre Lager füllte.

Des Mavors Opfer an des Rheines Ufern hingewürgt, verkündigten, als des Kocyt's Gestad' ihr Fuß betrat, den Schatten, die sich staunend an sie drängten, seinen Namen: der Helden Eifergeist entflammte ganz Elysium; doch dein erzürnter Schatten, Heinrich, *) erglühte höher noch, als jeder andre.

Die tiefen Gründe, die der Styx umfließt, verläßt er, Zorn im Herzen, und suchet auf der Erde seinen Enkel, seinen Mitbewerber: er hört nun mehr noch seiner Thaten, als durch der Fama Ruf; er

*) Heinrich der Löwe.

sieht den Helden mitten unter einem Heer' auf seinem Siegeswagen.

„Ich weiche Dir, so sprach er da; denn nie gebar mein Muth die Thaten deines Jugendalters, auf die schon itzt der Erdkreis staunend sieht; mein ganzes Glück schuf ungemeßne Größe nur; doch deine Lorbeerkränze, und Alles, was dich schmückt, gabst Du dir selbst.“

„Heil, Heil den liebevollen Eltern, die durch weisen Rath, in deiner Morgenröthe, Sohn, zu deinem Glück dich führten; nun sind sie reich belohnt, ein Feld voll Dankbarkeit vergilt mit Früchten ihren Fleiß.“

„Leb wohl, und sey beglückt! Dein theures Leben sey beschützt vor jeglicher Gefahr, womit ein widrig Schicksal deinen Tagen drohen kann; die gnadenvolle Gottheit, deren Arm dich deckt, behüte vor dem Mörderstahl, vor dem Geschoß der Feuerschlünde Dich, und lange rinne deiner Tage Strom!“ —

So sprach der edle Schatten, entfernte seufzend sich, verschwand dem Erdenblick, und sank hinab zur Unterwelt. Mit dreifach wiederholtem Donner bestätigten die Götter, was er sprach, und neues Glück verhießen sie den Erdbewohnern.

Indes gedankenlos der große Haufe träger Krieger ohne Glück in Mavors Kampf ergrauet ist, um-

sonst der großen Kunst erhabene Mysterien erblickte, die oft Erfahrung seinem Aug' enthüllt:

Wie konntest Du allein, du junger Held, in dieser Schwächlingszeit, in diesem unfruchtbaren, tief gesunknen Säkulum, dich kühnen Fluges neben große Feldherrn, neben Weimars Bernhard, neben Condé und Turenne schwingen?

Aus diesem herrlichen Beginnen strahlt Dein hoher Geist, den nichts in seinem Durst nach Thaten hemmt, der vom gebahnten Wege fern, vor jedem andren glänzt. Er sieht, durch einen schnellen Lauf am Ziele schon, daß langsam und von fern die Regel seinem Schritte folgt, doch niemals ihn erreicht.

O wähne nicht, daß niedre Zärtlichkeit, die Zauberkraft des Bluts, das dich mir theuer macht, mich täuschen kann! Ich fodre Deine Thaten, Dein edles, reines Herz zu Zeugen auf. Nur diese blenden mich: wo ist der Irrwahn nun, der meinen Blick mit Täuschung decken kann?

Ha! ewig sei die frevelhafte Rednerkunst vernichtet, die, eine solche edle Seele zu vergiften, mit Stolz sie tränken will! Wer falsches Lob und Weihrauch ohne Wahl ertheilt, der füllt, ein niedrer Schmeichler, mit Verachtung sie, und stürzet sie in Irrthum.

Doch wenn nur Eine Stimm' aus allen Völkern tönt; wenn unsre Feinde selbst Dich sträubend achten und Deine Thaten preisen: wie sollt' in diesem süßen Wettgesang, zu dem der ganze Erdkreis sich vereint, nur ich allein verstummen?

Noch nie vermochte Politik, vermochte schandevoller Eigennutz, so oft sie's auch versuchten, die Besten meiner Seele zu erschüttern. Der Wahrheit allzu lauterer Verehrer, hätt' ich, weiser, meinem Lobgesang zu schweigen dann geboten, und, was mein Herz gedacht, verhehlt.

Nein, nein, die größten Könige, die ihre Macht mit Stolz erfüllt, vermochten meinen freien Geist, der keine Fessel trägt, noch niemals, sie zu preisen; gekrönter, ruhmbegieriger Verwegenheit werd' ich, gebeut mein Herz es nicht, nie Weihrauch streun.

Wie könnt' ich diese Last des Erdenkreises, Phantome nur zu eigner Schmach mit Macht begabt, die auf dem Thron' entschlummern — wie könnt' ich sie auch singen? und wie dem Uebermuth so stolzer Seelen schmeicheln, die ihre Tag' in Weichlichkeit verleben, die unbiegsam und aufgeblähet sind, Verachtung nur verdienen?

Ich werde nie durch Schranzenlob Verräther meiner Ueberzeugung sein; nie hingeworfen zu den Füßen dieser Götzenbilder, ihren eitlen Altar schmük-

ken; nie meinem Herzen, nie der Redlichkeit zum Hohn, mit falscher Waage der Erdensöhne Tugend wägen.

Nie laßt den Wohllaut uns, den Zauberreiz entweihen, der Dichtkunst zu der Götter Sprach' erhebt. Ich werde nie die Harmonieen meiner Lyra schänden, und übergebe hassenswerthe Laster der Geissel der Satyre.

Doch wenn die Tapferkeit sich mit der Siegesgöttin zeigt, so stimm' ich, voll Begier, dem *Ruhm* Trophäen zu erbaun, mein Saitenspiel; ich bin von ihrem Glanz entzückt, ihr ewig jugendlicher Reiz facht meines Geistes Gluth zu hellen Flammen an, und reißt zu Lobgesang mich hin.

Indeß Begeisterung hinauf zum Pindus *mich erhebt*, und Dichterkraft mit ihrem glänzenden *Gefolge* meinen Geist beherrscht; indeß des Helden Thaten, dem ich staune, mich durchglühen; indeß ihr allgewalt'ger Reiz, die Quelle meines Hochgefühls, so wie Apollo selber, mich beseelt:

Indeß ist schon die Blüthe meiner Stirn dahin gewelkt; der Zeitstrom führt in Eil und schnellen Laufs das Alter und die Jahr' herbei; die kurze Dauer meiner bald entflohnen Tage wird, zu schnell in ihrem Schwinden, nun bald das Schwert des Todes fühlen.

Doch, wenn auch meiner Sinne Kraft verblüht; ich freue mich, geliebter Prinz, daß ich die ersten Strahlen Deines Morgenrothes sah. Ist länger nicht mein Auge Zeuge Deines Ruhms; entreißet mir der Tod die schöne Reihe ungezählter Thaten:

Mein Blick durchdringt die nächtliche, die dichte Dunkelheit der Zeit; ich seh' in seliger Begeisterung, daß einst, nach langen Thaten unerschrocknen Muths, Dein Name immer höher steigt, und schnellen Flugs zum Tempel der Unsterblichkeit sich schwingt.

Ode an meine Schwester von Braunschweig, über den Tod eines ihrer Söhne, der im Jahr 1761 blieb.

O blut'ge Tage voller Trauer, Klag' und Thränen! Die zügellosen Laster sind der Höll' entronnen, und breiten über jede Gegend Angst und Schrecken aus; die Ungeheuer alle haben sich vereint, den Erdkreis zu verheeren. Der Aufgang und der Niedergang, der Ocean, das Land — sie sehn ihr Unglück bei dem Todeslicht der Kriegesfackel. Mitleidslose Räuberei, und wutherfüllte Mordsucht haben jedes Herz verderbt.

In aller Fürsten Adern rinnet Todesgift der Herrschbegier und Durst nach Rache: nur Macht ist

ihr Gesetz, Gewalt ihr Recht; die Erd' ist dieser blutbegierigen Tyrannen Raub; mit Augen, die von Wuth, von Zorne funkeln, wecken sie die grauenvolle Barbarei in ihren wilden Kriegern; und glänzet auch in Tempeln ihre Frömmigkeit, sie üben doch die größten aller Frevelthaten.

Bedrücker dieser Sterblichen, blutdürstende Monarchen, verhaßte Herrscher in den Staub getretner Sklaven! Ihr, die ein ungezähmter Stolz, zum Hohn so vieler Aristarchen, zum Hohn der Schaaren von Verbrechen, bis zu der Götter Rang erhebt! *wie lange* sehn wir noch, daß eure Unglückszwietracht, eure nie gezähmte Leidenschaft, und euer Todeshaß in seinem Laufe weiter eilt, den Flammenbrand entzündet, und die Verrätherei erzeugt, die unsre Zeit mit Schande deckt?

Durch falschen Rednerschmuck *vergleicht ein* Schmeichler euch den Göttern, unsres Schicksals ewigen Beherrschern, euch, die wahrlich nur ein Schlund des Tänarus gebar, euch, bei Dämonen aufgesäugt und ihnen gleich an Härt' und Grausamkeit. Vom Glanze eurer hocherhabnen Titel aufgebläht, und thöricht von der Liebe zu euch selbst berauschet, wähnt ihr euch geliebt! Verscheuchet diesen Traum; die Wahrheit achtet dem Busir euch gleich.

Ja, ja, in eurem bosheitsvollen Herzen blieb von der Götter Zügen, die ihr mit Schmach belastet,

nicht Eine Spur zurück. Wir beten willig ihre unermeßne Güte an; doch niemals flammte unser Opferrauch Dämonen. Verheert ihr Städt', und wandelt ihr in Staub sie um; dann ahmet ihr den Göttern nach, wenn sie erzürnet Blitze schleudern. Durch Wohlthat werdet ihnen ähnlich, beendet diesen Krieg, und tröstet diese Erde durch neugeschenkten Frieden.

Was ist denn der Verschwörung Ziel, die Frevelsinn gebar, um euren Plan voll Blutgier zu erfüllen? Verwegne Sterbliche! ihr blinden Zöglinge der Staatsklugheit! Ihr wähnet stets des Schicksals Herrn zu sein? Euch lehrte eigene Erfahrung nicht, daß auch des Menschen schönste, klugheitsvollste Plane des Unfalls Sklaven sind, und daß des Glücks gewohnter Unbestand, was wir entwarfen, oft zerstört?

Welch Säculum gebar des Abscheu's werthre Sitten, als unsre Zeiten, die so reich an glänzenden Verbrechern sind? Wann sah man, so wie itzt, Monarchen ohne Mitleid gegen ihren Feind, wie gegen ihre Völker? Nur Ehrsucht, Stolz sind ihre Götter; ihrer Bürger Blut, das Strömen gleich zu uns herniederfließt, läßt selbst nicht Augenblicke nur sie trauern; sie sehen Tausend fallen, und ihr kaltes Herz schenkt Ihnen dennoch auch nicht Einen Blick.

Durchschaut die Reihe aller Thaten, aller Kriege, der Kühnheit und des Heldenmuthes Monumente; sie

zeigen niemals euch so viele Leichensaat, als nur in Einer unsrer Schlachten verstreuet ward. Diese mordbefleckte, blutgetränkte Erde, der Todten Schaaren, die das Schwert dahin gewürgt, verdoppeln meinen Schmerz, und Leichenzüge decken unsre weit gepriesne Thaten mit traurigen Cypressen.

Ihr grausamen Eroberer, ihr gründet euren abscheuwerthen Ruhm auf Blut, das ohne Werth euch scheint. Sind denn die Menschen ein so niedriges Geschlecht, daß sie einander morden, so wie die Willkühr der Tyrannen es gebeut? Und eure harte Herzen verachten, an Verbrechen schon gewöhnt, die Kriegesopfer, die mit Edelmuth dem Tod sich weihn! in eurem schandevollen Spiel verderbt ihr hundert Tausende, um Staaten zu gewinnen!

O seht in Trauer dieses Volk, und trostlos diese Weiber! mit schmerzenvollen Seufzern fodern sie von euch die Kinder ihres Bluts zurück! Sie können einst sich wohl die thränenwerthe Asche sammeln; doch tröstet diese Hofnung sie für ihren wilden Schmerz? Ihr Fürsten, höret diesen Jammer, und eure Seele klag' ihn tief! O! diese qualenvolle Seufzer, o! diese Stimmen, die euch fluchen — sie sind der Lohn des wüthenden Tyrannen, den nie ein Unglück rührt, das er nicht selbst erlitt.

Du wurdest also mir entrissen, du süße Hoffnung meines Lebens, geliebter Prinz! Ach! daß nicht

Mars

Mars Dich vor des Todes Pfeilen schützte, die mit Wuth der Mörderarm auf dich gerichtet, dem kühn Dein Schritt entgegen ging! Am Ende meiner Tage, von Jahren schon belastet, vermocht' ich kaum Dein starrendes Gebein dem räuberischen Tode zu entreißen! So leb' ich darum nur, daß ich den liebsten meiner Anverwandten die Augenlieder schließe!

Wo ist der Sterbliche, dem nicht, wenn Atropos so stark ihn traf, das Heldenherz erbebt, der unerschüttert steht? O Du, geliebte Schwester, allzu unglückseel'ge Mutter! Der Sohn, den Du verlorst, war schon ein Held! So wie ein schneller Blitz, von Lichte strahlend, begann er kaum den Lauf, und schwand dann plötzlich wieder. So ist die kaum entblühte Frühlingsros' in Einem Morgen schon entblättert.

O unglückseliges Europa! Dein Verderberschwert vergießt das edelste, so wie das niedre Blut; es trifft die Ceder gleich dem Ysop; den unbekannten Krieger, wie seinen großen Führer. Die Tugend des Achill, des greisen Nestors Alter, die Jugend und die Grazien — sie geben keine Freistatt vor des Schicksals Urtheilsspruch. Dies Geschlecht, des Fluches würdig, fällt und stürzt sich in des Todes Arme.

Ach! warum hab' ich nicht die süße Götterstimme, so wie Euridicens Geliebter, wie der zärtliche Amphion? Ich eilte, Fürstensohn von edler Seele, ich eilte

dann Dir nach, im Orkus Rhadamanth's und Pluto's Herz zu rühren. Die nie erbetne Parze erweichten meine Seufzer; bei meinem Lied' entsänk ihr Stahl der fürchterlichen Hand; ich führte, glücklicher als Theseus, meinen Held zurück aus dem Elysium.

Ich Armer! ach! wohin entreißt mich süße Schwärmerei! Wer von den Sterblichen sah zweimal schon des Lethe's Wellen? Nicht Eine Hofnung blieb mir übrig. Zerbrochen sei mein Saitenspiel; geendigt dieses Lied, das bebend meine *Stimme* sang, das trauervoller Schmerz mich lehrte und das nicht zu des Orkus finstren Hallen dringen kann. Es weckt die Bilder meines Jammers auf, die unsre Wund' aufs neu' eröffnen, und unsren Schmerz verdoppeln.

Breslau, 1761.

Episteln.

Epistel an meine Schwester von Bayreuth.

Im Jahre 1757.

O Du, die meiner Tage Ueberrest so süße, theure Hoffnung schenkt, o Schwester, deren liebevolles Herz, an Trost so reich, den Kummer mit mir theilt, bei meinen Schmerzen sich betrübt, und in des Unglücks Mitte mit Helferarm mir Beistand schenkt!

Vergebens häuft das Schicksal Unglück über mich, vergebens waffnet gegen mich sich eine ganze Welt. Wenn unter meinem nicht mehr festen Tritt die Erde halb sich öffnet, die Schaar der Könige zu meinem Untergange sich verschwört: doch stört es meine Ruhe nicht. Du liebst mich, Schwester voll Gefühl und Zärtlichkeit; nun kenn' ich keinen Unfall mehr.

Du weißt, ich sahe sich die Wolken häufen, deren finstrer Schooß mir diesen Sturm gebar. Du weißt, ich sah voll Ruh' und ohne Furcht gefahrenvolle

Plane gegen mich entspinnen. Ein feindliches Geschick erregte dieses Wetter, und raubte jedes Mittel mir, mein Haupt ihm zu entziehn. Auf einmal brach dann aus der Hölle Schlund die Zwietracht aus, und stürzte eine Welt in Schrecken.

In Deinem Parlemente, zwietrachtsvolles Albion, entzündete dies Schreckenungeheur den Krieg; und bald bricht seine Flamm' in fernen Himmelsstrichen aus, reißt von Europa bis Amerika's Gestade zu Kämpfen Alles hin. In seinen tiefsten Gründen wird der Ocean erschüttert; Neptun sieht seine Wogen dem Joch Brittanniens gebeugt; der Irokese, der der Preis für diese Frevelthaten ist, flucht dem Tyrannen, der die Ruhe seiner Wälder stört.

Bald übersieht ihr Werk die Zwietracht, und freu't der Gräuel sich, die ihre Wuth gebar; sie lacht der schwachen Sterblichen, die, daß sie sich zerfleischen, kühn den Ocean befahren, der ihre Welten trennen soll. Im Glanze ihres Glückes strebt sie alsobald, daß weit verbreitet dieses Schrecken und ihr Scepter sei. Sie eilet nach Europa hin, und sagt zu seinen Königen: „Wie lange wollet ihr noch Sklaven der Gesetze sein? Sollt ihr dem blinden Eigensinn des alten Vorurtheils von Recht und Billigkeit euch beugen? Nur Mars ist Gott, und Macht giebt Recht; zu Thaten ward ein jeglicher Monarch geboren.“

O Kaisertochter! heiße Ehrsucht lebt bei dieser Red' im Schwanken Deiner Seele auf. Die Redlichkeit, die Ehre, Pflicht, Verträge, (zu schwache Bande, Deine Macht zu hemmen!) verschwinden schnell aus Deiner Brust! mit allzu rascher Hand entfesselst Du die wilden Leidenschaften Deines Herzens. Du glühst, dem edlen, nie besiegten Volk Germaniens die hohe Freiheit zu entreissen, Deine Brüder auf dem Thron zu beugen, des Glaubens Trennung zu vernichten, und dann auf alle diese Trümmer Deine Despotie zu gründen. Ein großer Zweck erfodert große Mittel; drum suchst Du Beistand bei den mächtigsten der Könige.

Erfahren und in jeder List geübt, verketten Deine Räthe Dir durch Trug und Schätze manchen Mitverschwornen. Verbrechen, Frevel jeder Art wird angewandt, um das Triumvirat voll Stolz zu gründen.

Das Ungeheuer dieses Bundes unterdrückt mit seiner schreckenvollen Last in einem Jahr das bebende Europa. Der bange Freund will gern uns überreden, daß er Gefahr befürchte; und treulos eilt nach Wien ein andrer hin, um dort sich an das Band zu knüpfen.

Von Roussillon bis zu dem wilden Himmelsstrich, wo das beeiste Volk Rutheniens in Sklavenfesseln schmachtet, bewaffnet Alles sich für Austrien; man geht wohin sein Wink gebeut, verschwöret sich zu mei-

nem Untergang, und in den Staub zertreten wird mein Recht.

Schon weidet sich an dem die Kaisertochter, was sie erobert; sieht im Geist schon ihres Heers Triumph, bereitet manches Fest ihm zu. Sie lebte in der Zukunft schon, und trank die Freude, bald der schmeichelhaften Plane Frucht zu brechen.

Dies ist das Loos der Großen, deren Alltags-Tugend, im Unglück kriechend, aufgebläht im Glück, sich mit erfüllter Wünsche Gift berauscht, und niemals ihrer Habbegier ein Ziel zu setzen weiß.

Voll Frechheit und Verderben braucht der Eigennuß, wie seine Willkühr es gebeut, den allgemeinen Wahnsinn; er nennet dem Triumvirat die Fürsten, die es ächten soll: und die Tyrannen, die Verbrechen nur verbündet, opfern undankbar und ohne Reue die treusten ihrer Bundsgenossen.

O Tage, würdig der Vergessenheit! O Tage schrecklicher Verblendung! Theresia! dem Gallier verkaufest du den Britten! ihn, Deinen edlen Schutz in Deinem frühsten Unglück, ihn, der allein der Menge Deiner Feinde widerstand, die in der Hoffnung schon das weite Erbe theilten, das sterbend Dir Dein Vater hinterließ. Du herrschest; doch der Britte nur hat Deinen Staat gerettet.

Die Wohlthat, die man Königen erzeigt, bekommt ein Undankbarer nur. Du weichlicher Monarch, den sein Gewand von Purpur drückt, weißt Du nicht mehr, wer wieder Dein Alsacien befreite? Mein Auge sah erzürnt in Deinem Weichlingslager, wie zwischen Lilien der Adler seinen Fittig schwang. Beleidigung und Wohlthat, Beides schwand aus Deinem Angedenken. Giebt es auch Ruhm für Dich, den Sklaven eines Weibes? Dein Thron und Deine Macht sind nur der Liebe Preis, und Wien hat Deine Herrscherin und Deinen Hof in seinem Joch.

Die Pompadour verkauft den Fürsten, der sie liebt, nur dem, der mehr der Schätze hat, und macht das Reich der Gallier zum Sklaven Austriens. Bald, bald ist Kanada der Britten Raub. Allein was kümmert Ludwig sich um seines Volkes Ruhm?

Theresia, des Bundes Seele, sieget so durch List; doch nun — nun sollen große Thaten ihre Macht verherrlichen. Und alsobald regt Alles sich in ihrem weiten Staat, und Austrien gebieret kreissend Krieger. Belastet, noch von Wunden blutend, sieht Bohemien von zahlenlosen Lagern seine Felder ganz bedeckt. Verwirrung, Schrecken und Zerrüttung mehren sich; der Fried' entflieht zum Himmel hin. Asträa schwindet; Alles dürstet Aufstand, Blut und Mord; die Felder stehen wüst, und Waffen trägt das ganze Volk.

Der Engel, dessen Hand der Schlachten Ausgang wägt, des Todes Pfeil bald lenkt, bald hemmt, das Glück bald raubt bald plötzlich wiederbringt, *hielt* unsre Adler nur mit ungewisser Hand, und duldete, daß Tapferkeit der Anzahl unterlag.

Das Heer der Austrier, das wir so oft schon schlugen, lagert sich voll Uebermuth auf schroffen Bergen, fordert unsre Krieger auf, und trotzet *ihrer* Tapferkeit.

Was jemals Ehre, Muth, Verachtung der Gefahr, Begier nach Ruhm und Tapferkeit vermochten, das glänzte auch in dieser Schlacht; Ein Angrif folgt dem andren nach; Gebirge sind erstiegen, schon weicht der Feind; doch nun ist unsre Zahl zu *klein*; in diesem Augenblick des Unglücks flieht die Sieges*göttin zum Heer* des Kaisers hin.

Nun glaubt man schon, Borussien sei seinem Untergange nah', und müsse sicher fallen; aus einer leichten Wunde wird sein Tod nun schon geweissagt. Die Könige, die bis zu diesen Schreckenstagen ruhig vor dem Schauplatz unsrer bluterfüllten Kämpfe standen, vergrößern nun, den Geist mit nichtigen Erwartungen erfüllt, und voll des Schmeichelwahns in *unsre* blut'ge Beute sich zu theilen, die Macht des siegenden Triumvirats.

Das Volk, das nah dem eingedrückten Pole wohnt, von kriegerischen Königen geführt so furchtbar einst, doch nun durch Miethlings=Senatoren tief erniedrigt, Svecien, so lange Zeit die Mitbewerberin Germaniens, bewaffnet sich, um Frucht aus dieses Volkes Zwietracht aufzusammeln.

Was sag' ich? Alles zu vollenden, verfolget mein Geschlecht sein eignes Blut, und höhnet die Natur; verführet oder bang, getäuschet oder hingerissen in diesen gräuelvollen Bund, deckt es mit Heuchlerschleiern seine Meuterei, und wird des glücklichen Triumvirats Trabant.

Wie unerforschlich ist des Schicksals Urtheilsspruch! wie groß Fortuna's Schwanken, das jedem Glück ein Ziel bestimmt! O Göttin voller Unbestand, die alle Ruhmbegierigen geheim verehren, nie soll mein Saitenspiel sich so entweihen, daß es Deine Gnade pries' und meinen Unglücksfall beweinte. Ich weiß, daß ich ein Mensch, zu Leiden nur geboren bin, und stelle Deinem Zorne festen Muth entgegen.

Und Du, mein theures Volk, dem jeder meiner Wünsche lebt, o Du, das zu beglücken, mir die Pflicht gebeut! ich sehe von Gefahren Dich umringt; Dein thränenwerthes Loos durchdringt mich tief; Dein Schicksal beugt mich nieder. Wie gern vergäß' ich

meines Ranges Glanz; doch, Dir zu helfen, fließe jeder Tropfen, der meiner Adern Bau durchrinnt.

Ja, Dir gehört dies Blut; ja, mein gerührtes Herz bringt freudig seine Tage zum Opfer meinem Vaterlande dar. Ich schützt' es lang', und rufe nun mit gleicher Kühnheit unsre Krieger auf, itzt diesen Hohn zu rächen, dem Tod' an seiner Wälle Fuß zu trotzen, zu siegen, oder unter ihrer Trümmer Last mich zu verschütten.

Indeß ich mich bereite, meinem Schicksal Hohn zu bieten; ihr Götter! welch ein Klaggeschrei dringt da von meinem Königssitz zu mir! Aus allen Seufzern steigt ein Ton voll bittren Schmerzes laut hervor . . . „Der Tod trift Deine Mutter . . . Des Orkus Schatten . . . Doch ach! *es ist geschehn!*„ — Ha! des erzürnten Schiksals letzter Schlag! In Schaaren dringt das Unglück auf mich ein; in Trauer, unter eitlen Klagen rinnt mein Leben hin! Ich Armer! allzulang' hab' ich gelebt!

Als ich nur ungern, meine Mutter, Deinem Arm entrissen ward, wie netzte meine ahndungsvolle Seele da, in diesem Augenblick der Sorgen, mit Thränen Deinen letzten Abschiedskuß! Mein Herz, mein banges, leicht erweichtes Herz verkündigte nur allzulaut die schreckenvolle Zukunft mir. Ich hoffte, ach! die

Parze würd' erweicht von meinem Flehn, mit meinem Blut zufrieden, der Theuren schonen, die das Leben mir verlieh! Doch ach! ich täuschte mich; mich Armen flieht der Tod, um über Dich sein bleiches Schrecken zu verbreiten.

Dies bange Monument bewahret also Deinen theuren Ueberrest, Erhabne, die Du mir Minerva warst? Mein Leben dank' ich Dir; doch noch weit mehr. Dein Beispiel lehrte mich, der Tugend Deines Herzens nachzustreben: sie ehr' ich noch, wenn gleich der schreckenvolle Tod Dich mir entriß; Dein Grab ist mir ein heil'ger Ort und ewig meiner Ehrfurcht werth.

Bist Du nicht ganz vernichtet, dringen an dem düstren Ufer noch die Seufzer der Lebendigen hin zu dem Todtenreich, und hörst Du meines Herzens Ruf; so laß mit Thränen Deine Asche mich benetzen, Blumen laß an den Cypressen, die Dein Grab umschatten, mich verstreuen, indeß mein banger Klageton die Luft erfüllt.

Am leidenvollen Ende meines halbgesunknen Lebens ist nun mein Loos nur eine Reihe voller Quaalen; voll Schrecken ist die Gegenwart, die Zukunft ungewiß.

Ha, wie? mich hätt' ein gütevoller Gott geschaffen? — Ach! wär' er gütevoll, so liebt' er auch sein Werk, und unser Erbtheil wär' ein immer gleiches, sanftes Loos.

Indeß, ihr Förderer geheiligter Erdichtung, verehrte Herolde für eine Schaar von Irrthum, verführt den furchterfüllten Geist der Sterblichen im dunklen Irrgang eures Labyrinths. Der Zauber endet, und das Blendwerk schwindet.

Ich sehe, jeder Erdensohn ist nur des Schicksals Ball. Und lebt denn auch ein unerbittliches, ein hartes Wesen, das stets die Anzahl dieser niedren Brut sich mehren läßt; so siehet es mit kaltem Blick, wie auf der Erde Phalaris die Kron', und Sokrates die Fessel trägt; mit kalten Blicken unsre Tugend, unsre Lasterthaten, des Krieges Gräuel, die Geisseln voller Grausamkeit, die diese Welt verheeren.

Nur Eine Freistatt, theure Schwester, nur Einen Hafen find' ich: in des Todes Armen.

Nach der Schlacht bei Kollin,
im Jahr 1757.

Epistel an meine Schwester Amalia.

Und also trift auch Dich des Krieges Grausamkeit? Die wilden, frechen, räuberischen Gallier, von einem namenlosen Cäsar angeführt, so sagt man, haben Dein Gebiet verheert, indeß ein Feind mit hundertfacher Härt' und Barbarei, den nicht Vernunft, nein nur der Zufall führt, der seinen Heldengang mit Feuer und mit Schwert verherrlicht, Borussien durch Horden von Kosaken und Tataren fast vernichtet hat.

Hinweg aus unsrer Seele mit des Abscheu's Gegenständen, die drückend sie belasten! Stets an die Reihe seines Unglücks denken, heißt: Uebel schärfen, die man mildern soll.

Kann ich, dem noch die offnen Wunden von so viel Unglücksfällen bluten, kann ich, schon nah' am Rand des Grabes, in abgemeßnen Sylben, mit mattem Pinselzug so viele Stunden schildern, die uns in Sorg' und Schmerz entflohn? das schreckenvolle Bild von unsren großen Unglücksfällen aufs neu' uns vor das Auge rufen?

Sobald von Westen her die Nacht uns Finsterniß herauffführt, den dichten Schleier ihres düstren Flors am Azurbau des Firmaments verbreitet, und eben unsrem Blick den Strahlenstern entzogen hat, der uns den Jahreswechsel giebt; dann läßt im tiefen Haine Philomele des Waldes Echo länger nicht von ihrem sanften Liede wiedertönen: sie wartet bis zum Augenblick, wo nun Aurora mit den Rosenwangen ihre Balsamthränen weint, und mit der Dämmerung den Tag, die Freud' und Blumen uns erwachen läßt.

Dem Beispiel folg' ich, meine Schwester; stumm in meinem Schmerz, so tief ich auch mein Unglück fühle, hängt ruhig meine Laut', es schläft mein Saitenspiel; ich warte, bis Fortuna mir den Pfad zu ihrem Tempel endlich wieder öffnet.

Doch seh' ich, daß die Grausame aus Eigensinn mir immer untreu bleibt, dann werd' ich aus der Gräber, aus der Todtenurnen Mitte kein klagevolles Trauerlied beginnen, das, reich an Zauberkunst, mit jammernden Akkorden, auf jeden, der es höret, trübe Lethargie herniedergießt, und ihn in Träume von des Styx Gestaden wiegt.

Ha! lieber stimm' ich zu der lauten Freude Ton mein Saitenspiel, versinke in den süßen Rausch der Fröhlichkeit, und zahle dem Vergnügen meinen Zoll.

Wer mitten unter nur halb aufgeschloßnen Blumen weilt und ihre Wohlgerüche athmet, ihre Reize sieht; der wählet Nelken, Lilien, Jasmin und Rosen aus, und wendet sich von dem Cypressenbaum zurück.

Indeß in Schaaren mir der Freude Blumen zur Seite stehn, entflieht mit schnellem Lauf die Zeit, und führt mich schon dem Ende meiner Tage zu.

Vermag ich noch Horazens Pfad zu folgen, im Silberhaar auf den Parnaß zu klimmen, da schon neun volle Lustra mich belasten, und laut mir sagen, daß nichtig künftig meine Kühnheit, daß ohne Kraft mein Streben ist.

Die Musen wählen ihre Lieblinge, das weißt Du ja, nur in der Zeit der Tändelei, und ach! für mich sind diese schöne Jahr' entflohn!

Doch schenkte mir Kalliope aufs neue Gunst, entflammte sie noch einmal meine Sinn', und lehrte mich Gesänge des Entzückens: dann glaubt' ich, voll des Feuers der Unsterblichen, von neuem sei mein Blüthenalter da; ich sänge Deine Reize, Deine liebevolle treue Freundschaft, Deinen Geist, der jede Kunst umfaßt, und Deine Grazie.

Dann hörte nachsichtsvoll auf meine harmonieenreiche Lieder die Mitbewerberin der Muse Polyhymnia.

Ach! allzu schnell entflieht die Täuschung dieses süßen Traums! Schon stürzt mich das Erwachen in düstre Phantasien wieder hin. Doch sei es auch, daß eine launenhafte Mus' aus Flattersinn mich irre führt! Beglückt, wem Irrthum bei der sorgenvollen Wahrheit Tröstung schenkt!

Melancholische Epistel.

Auf dieser Welt ist Alles Eitelkeit: dies hat uns der Hebräer so gepriesner König, der weise, der berühmte Salomo gelehrt. Weil er es sagt, so läßt sich diese schlimme Wahrheit nicht bezweifeln.

Ich bin zwar nicht so tief gelehrt, wie dieser große Weise: doch leider! lernt' auch ich sie in des Unglücks Schule schon.

Ich sahe Alles, kostete von Allem. Das Glück, das Unglück warfen wechselsweis' und oft mich ohne Schonung hin und her. Des einen wie des andren müde, geb' ich nun denen meinen Platz, die mehr, als mich

Fortu-

Fortuna liebt; er reizt gewiß die unerfahrnen Wünsche dessen, der seine Außenseite glänzen sieht, doch nie sein schreckenvolles Innre sah.

Auf jenem wandelbaren Schauplatz, wo Europa jetzt uns tausend bunte Scenen spielt, wo mitleidslose Politik, im tragischen Kothurn, zu ihrer Lust die Großen plötzlich fallen läßt: da spielt' auch ich, nur ungern zwar, seit langer Zeit, und hörte, gegen mein Erwarten, bisweilen mindestens zu meinem Trost ein leises Beifallklatschen.

Doch jetzt erschreckt von allen Seiten ein langes Zischen mein betäubtes Ohr.

Ha! laßt, so lang' es Zeit noch ist, uns fliehn von diesem ohne Grund gepriesnen Schauplatz; von dieser ganzen frechen Schaar der Männer und der Weiber, die stets ihn ohne Kopf betreten; von dieser schandevollen kenntnißleeren Brut, die nicht Verstand, nicht Geist, nicht Sinne hat!

Soll ich, nun bald ein Greis, noch schwanken, wie die flücht'ge Wog' es will, die von der Winde Hauch getrieben wird? und von Fortunens Unbestand ein nichtiges Geschenk erbetteln? Vom Harren, ob

sie ein Geschenk mir geben, oder es verweigern werde, stets gequält, im Schwanken meiner Seele jeden Sturm empörter Leidenschaft empfinden?

Zu viel der Unglücksfäll' erfuhr ich schon, und sollte nun mit Unvorsicht von neuem mich des Unbestandes Scepter beugen? verbannt aus seiner Lieblingsschaar das stete Schweben zwischen Furcht und Hoffnung fühlen?

Nein, endlich will ich weise sein! Verhöhne doch Fortuna mich;. genug, ich flehe nie sie wieder an.

Mag auch ein frohes, hochentzücktes Herz, mag Jugend, mit bekränzter Stirn, von *Freuden und* von Irrthum trunken, das Leben einem Gotte gleich verehren und seine Blumen pflücken.

Der Zauber flieht; ihm folgen Sorg' und Unglück nach: und dieser Kreis, der in sich selber wiederkehrt, der, wie mit einem Weberschif, das Böse in das Gute schlingt, erinnert mich an die Kokette, die immer voller Unbestand, so wie sie Toilettenlaun' ergreift, den Jüngling, der sie liebt, mit seinem Nebenbuhler tauscht.

Sie biete ihre Reize denn dem ersten besten an, der ihrer sich erfreuen will; mich rühren ihre Schmeicheleien, ihre Thränen niemals mehr.

Auch ohne Diogenens Leucht' erblick' ich in der Zukunft Alles schon, was einst des Schicksals Göttin thut. Soll ich, ihr unterthan, es dulden, daß die Freche mich, so lange sie nur kann, verhöhnt?

Ha! von den Thoren, denen sie in Ewigkeit gebeut, verhöhne sie, wen sie nur will!

Wohl, wohl der List, die da mich wieder fängt! und ist die Thüre mir verschlossen, so will ich durch das Fenster fliehn. Ein edles, festes Herz wird durch den kleinsten Schimpf zu Zorn entflammt.

Mir schmeichelt Eigenliebe nicht; doch seh' ich ohne Schrecken den Wechsel, den Fortuna undankbar mich treffen läßt. Zu viel hab' ich von ihr erduldet, und müde bin ich nun. Mir zeigt das Beispiel manches Sokrates den offnen Pfad zur Unterwelt.

Voll meiner schwarzen Galle Dunst, handl' ich dem Admirale gleich, den eine Schaar von andren Schiffen drängt. Zersplittert mitten in dem Wellenschlag der Blitz aus einem Schlund von Erz sein Schiff, und sieht er den Piraten schon bereit, mit Blutdurst in sein Volk zu stürmen; — um vor dem Entern sich zu schützen, sich vor der Sklaverei zu wahren, beschließt er dann voll Stolz und Muth, sich aufzusprengen, und ruft zu dieser Wahl auch seine Krieger auf. Zerschmettert ist das Schiff, die Trümmer füllen nun die Luft.

Leipzig, 15. Octobr. 1757.

Epistel an den Marquis d'Argens.

Nun ist das Loos geworfen, Freund; ermüdet von dem Schicksal, das mich quält, ermüdet von der Last des Unglücks, das mich beugt, verkürz' ich nun das Ziel, das unsre Mutter, die Natur, für meine leidenvolle Tage mit allzu milder Hand bestimmte. Mit festem Herzen, unverwandtem Blicke, nah' ich dem beglückten Hafen mich, der vor des Schicksals Stürmen bald mich sichern wird.

Ganz ohne Furcht und ohne Mühe wag' ich es, den allzu langen Faden an der Parze träger Spindel in ihren Händen zu zerreißen. Mir leihet ihre Kräfte Atropos; und nun dring' ich in jenen Rachen ein, der ohne Unterschied den Hirten wie den Fürsten zu ew'gem Frieden überführt.

Lebt wohl, ihr trügerischen Heldenkränze. Zu theuer muß es der erkaufen, der in dem Jahrbuch der Geschichte leben will; oft geben vierzig arbeitsvolle Jahre nur Einen Augenblick des Ruhms, doch Haß von hundert Mitbewerbern.

Erträumte Größe, lebe wohl! Dein schnell geschwundner Schimmerblick vermag nicht länger mich zu blenden.

Wenn an dem Morgen meines Lebens Dein falscher Glanz, zu unbedächtig, manchen lange nun entschlafnen Wunsch des Leichtsinns in mir weckte; so zeigte mir im Schooße der Philosophie, (der Wahrheit Schule,) Zeno ihre Nichtigkeit, die unsres Lebens Träume täuscht; und ich verschmähe nun bescheiden das Gift, das Eitelkeit mir beut.

Leb wohl, du Göttin Wollust! Lebt wohl, ihr süßen Freuden! ihr schmeichelt stets dem Weichling; mit Blumenketten fesselt eure Zauberschaar die Fröhlichkeit; ihr geht im Frühling unsrer Jugend uns zur Seite: doch fliehet ihr das stumpfe Alter, den Winter unsrer Jahre.

Cytherens Sohn verzeihe mir, daß ich, ihr Freuden, euch entsage. Zu schmeicheln wußte niemals mein Gesang. Neun volle Lustra haben meines Lebens Herbst herbeigeführt; ich seh', ihr Freuden, all' euch schon bereit, mich ewig zu verlassen.

Ihr Götter, doch, was thu' ich itzt? Gehören auf des Mannes Lippe, den Traurigkeit danieder drückt, die Freuden, das Vergnügen noch? Singt Philomelens Zärtlichkeit, und seufzt der Turteltaube Klage vor Liebe noch, wenn sie des Geiers Krall' ergriff? Schon lang' erhellte mir des Lichtes Quell nur Tage, die mein Unglück ewig leben läßt.

Schon lange streuet Morpheus, allzu karg mit seinen Schlummerkörnern, nicht Eins mehr auf mein trübes Augenlied. Den Blick von Thränen schwer, sagt' ich zum Morgen oft: „der Tag, der wieder

bald erwacht, verkündet neues Unglück mir;„ zur Nacht: „bald ist dein Schatten da, um ew'ge Dauer meinem Schmerz zu geben.„

Ermüdet stets zu sehn, wie angehäuftes Unglück die schreckenvolle Scene deckt, und wie der strafewerthen Sterblichen verwegnes Wüthen seinen wilden Haß, die Todespfeile seiner Ungerechtigkeit, auf mich herniederstürzt; ermüdet, hofft' ich einst, die Zeit, die endlich immer Wohlthat schenkt, würd' einmal doch ein mildres Schicksal mir erwecken: der Himmel, der schon längst verdunkelt, ein Raub des grausenvollen, niederschmetternden Orkanes ist, sich endlich mir erhellen; der Feuerstern, der durch die Wolken dringt, und mit dem Glanze seines Strahls die Flur vergoldet, Tage mir voll milder Wärm' ertheilen.

Ich täuschte, ach! ich täuschte mich! und alles mehret meine Sorgen. Laut tobt der Ocean; jetzt stürzt bei lautem Donner und im Sturm ein Flammenstrahl hernieder auf mein Haupt. Ich bin umringt von Klippen, bedeckt von meinen Trümmern; beim Anblick der Gefahr, die mir auf allen Seiten droht, erstarret der Piloten Herz; sie suchen, doch umsonst, nach einem Hafen, der sie schützen soll.

In seiner Quelle ist des Staates Glück versiegt; verschwunden seine Palme, verdorrt der Lorbeerbaum. Mein Herz, von Seufzern und von Thränen nur genährt, von tausendfachem Unglück tief gerührt — vermag es noch den schwarzen Tag zu überleben, der bald den Umsturz meines Vaterlandes sieht?

Wie heilig war die Pflicht mir einst! wie überflüßig ist sie nun! Mein Arm, der diesen Staat beschützte, vermag nicht länger seinen Ruhm zu rächen, den Namen unsrer tiefbeschämten Feinde die Nachwelt noch zu lehren.

Im Staube liegen unsre Helden, vernichtet ist nun unsrer Tapferkeit Triumph. Uns beugt die Zahl, die Uebermacht. Schon halbbesiegt verlieren wir die Hoffnung selbst, einst unsre eingestürzten Tempel aus ihren Trümmern wieder zu erwecken.

O Ihr, der Freiheit Helden die ich ehre, Du Kato's und Du Brutus Schatten! Im Labyrinth des Irrthums leitet euer Beispiel mich. Die Fackel Eures Todes hellt den Pfad mir auf, (der Pöbel kennt ihn nicht,) den Eurer Tugend Kraft den Erdensöhnen bahnte!

Als Du auf Deinem Gipfel warest, Rom, belebte Deinen kleinsten Bürger da ein Herz voll höh'ren Edelmuths, als nun in unsrem Säkulum die größten Könige?

Nein, Einer noch wacht über seine Rechte. Mit Festigkeit entschlossen, frei zu leben, frei zu sterben, trotzt er muthig dem Gesetz des niedren Vorurtheils, und ahmt der Tugend an der Tiber nach.

Ha! dem, der hoffnungslos zur Erde hingedrückt von der Tyrannenmacht der neuen Ungeheuer, die uns die Staatskunst auferzog, von undankbaren, stolzen und despotischen Triumvirn, kriechen soll, dem wird das Leben Lasterthat, und Sterben Pflicht.

Der Tod, o glaub' es mir, hat keine Furchtbarkeit, ist das Gerippe nicht, das unsren Blick erschreckt; nicht das Gespenst, das feige Menschen scheuen; er ist ein friedliches Asyl, das vor dem nahen Schiffbruch den größten Römern Rettung gab.

Ich scheuche jene Mährchen fort, die prächtigen Phantome, die uns der Aberglaub' aus seinem Schooß gebar; des Menschen Wesen zu ergründen, geh' ich nicht hin zur Frömmelei.

Mir sagt mein Lehrer Epikur: die Zeit, die Alles in ein Nichts verwandelt, zerstört die Wesen, die nicht einfach sind; der Athem, dieser Funken, dieses Feuer, das des Körperbau's Organen Leben giebt, ist nicht unsterblicher Natur. Es wird geboren mit dem Leibe; es wächset in den Kindern an; es leidet von des Schmerzes Quaalen; verirret sich, verschwindet, sinkt, so wie die Jahre sinken; es stirbt gewiß, wenn sich die ew'ge Nacht uns naht, um uns die Welt der Lebenden auf immer zu verschleiern.

Ich sehe, wenn die Seele nun erlosch und jeder ihrer Sinne starb, daß Denkkraft und Erinnrung ihr gebricht, und daß der Augenblick, der auf des Todes Stunde folgt, dem gänzlich gleicht, der noch vor unsrem Dasein war. So muß, nach einem ewigen Gesetz, ein jeder Mensch den Elementen die Grundkraft der Bewegung, die unsichtbaren Federn wiedergeben, aus denen die Natur den Bau, die Wirksamkeit der Sinne schuf.

Ganz schwand am Ende dieser buntgemischte Traum, Tisiphone, Megära und der finstre Tartarus; der Wahrheit Hand vernichtet alle die Phantome, die uns der Dichter Geist erschuf. Der Ort, den Rache uns bereiten soll, ist leer und unbewohnt.

Und also, theurer Freund, erwart' ich im voraus, daß nicht Dein Geist, der zum Profanen doch sich etwas neigt, mit in den Ton der mystischen Pedanten stimmt, die jeglichen Gedanken streng verdammen, der allzu fern von ihren eignen ist.

Mich wundert's nicht, daß Deine Weisheit, d'Argens, das Leben liebt; Du bist ein Sohn Uraniens und aller Künste, von Polyhymnien und von den Charitinnen mit süßen Liedern eingewiegt, ein ruhevoller Sybarit, und mit Ambrosia genährt; stets fließt Dein Schicksal gleich, stets ist Dein Wunsch befriedigt.

So findet, ohne Furcht und Neid, von Kummer, Bubenthat und Leiden nicht gequält, Dein weiser Geist in all' dem Zeitvertreibe, den Dein Geschmack so klug zu wechseln weiß, mit Deiner heiß geliebten Gat-

tin, erhoben auf der Freude Thron, vom Flügel des Genies bedeckt, der Müßiggänger Paradies.

Doch mich reißt oft in seinem schnellen Lauf der Strudel schrecklicher Zerrüttung fort; ich bin der Unglücksball für seine wilde Woge; besiegt, verfolgt, ein Flüchtling, den der Freunde schwarzes Herz verrieth, fühl' ich in meinem tiefen Schmerz auf diesem Erdenrund noch mehr der Leiden, als, nach der dichtungsreichen Fabel, Prometheus in dem Orkus jemals litt.

Um meine Quaalen nun zu enden, so wie die Armen in dem Kerker, die müde von dem feindlichen Geschick, den Henker, der sie quälet, täuschen, und ihre Fessel edel brechen, zerreiß' auch ich, (was kümmern mich die Mittel?) das unglücksvolle, fein gewebte Band, das meinen Geist an diesen Leib, den Gram zernagt, schon allzulange heftet.

Leb wohl denn, d'Argens; in diesem Bilde siehest Du die Ursach meines Todes. O denke wenigstens nur nicht, daß ich aus der Zerstörung Grabe nach Götterwürde dürste. Die Freundschaft fodert Eines nur von Dir in diesem Liede: So lange noch, indeß mein Auge

Schlummer deckt, des Himmels Fackel Deine Tag' auf dieser Erd' erhellt, sollst Du, so oft des Jahres junger Frühling Dir aus seinem Füllhorn aufgeschloßne Blumen beut, mein Grab mit Rosen und mit Myrthen schmücken.

Ende des Sechsten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich

Hinterlassene Werke Friedrichs II Königs von Preussen

Bd.: Sechster Band

Berlin 1788

Opp. 464 t-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603900-5
VD18 90718542